

Axel Timo Purr

“I didn't do it for you, nigger”. Zum aktuellen Afrika-Diskurs in den Medien.

(erschieden in: Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart, Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven, Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Hrsg: Michael Hofmann, Rita Morrien. Amsterdam, Rodopi/Brill, 2012.  
[http://www.brill.com/products/book/deutsch-afrikanische-diskurse-geschichte-und-gegenwart?page=2&qt-qt\\_product\\_details=0](http://www.brill.com/products/book/deutsch-afrikanische-diskurse-geschichte-und-gegenwart?page=2&qt-qt_product_details=0))

Although the economic, political, and cultural situation has been improving in various aspects, the image Western mainstream media draw of African affairs is an almost thoroughly negative one. Positive observations are normally limited to sport and music, thus reinforcing the stereotype image of the uncivilized but physically advantaged African. Despite several alternative approaches, surveys and calls for change, the current media and the financial crisis seems to perpetuate this perspective. Further difficulties to overcome these patterns are likely to arise from the symbiotic relationship between media and aid organisations. The historical persistence of bleak reporting on African matters leads above all to the assumption that the actual coverage of Africa is less about understanding African realities and more about reconstructing Western self-images; a tradition dating back to early colonial times.

1. Einleitung: ‘Ein Ertrunkener muss die Wellen nicht mehr fürchten’<sup>1</sup>

Der mehrfache Pulitzer-Preisträger und Kolumnist der *New York Times*, Nicholas Kristof, hat es kürzlich in einer Rezension ernüchternd auf den Punkt gebracht:

Erwähne in netter Runde Afrika und die Leute werden ihre Gesichter zu Grimassen verziehen, traurig ihre Köpfe schütteln und aufrichtig Sympathie bekunden. All diese Kriege, all diese Krankheiten und all diese Diktatoren!<sup>2</sup>

Diese Sympathiebekundungen, fährt Kristof fort, regen sogar Afrikaner auf. Denn die konventionelle Sichtweise Afrikas als eines gescheiterten Staates innerhalb einer Diktatur sei schlichtweg falsch, verzeichne Afrika doch seit geraumer Zeit Wachstumsraten von mehr als fünf Prozent und produziere seine ersten Babytiger-Staaten wie Botsuana und Ruanda. Doch Kristof, der sich in der Vergangenheit immer wieder für rigorosere Maßnahmen zur

Beendigung des Darfur-Konflikts eingesetzt hat, weiß um seine eigene Rolle und schließt den Text mit selbstkritischen Worten: “Wir Journalisten neigen einfach dazu, Afrika in starken und vereinfachten Kontrasten zu zeichnen, aber Länder leben, wachsen und vergehen nun einmal in Grautönen”.<sup>3</sup> Um in den Genuss der Schattierungen und Grautöne jenseits der gängigen K-Berichterstattung (Kriege, Krisen, Katastrophen und Krankheiten) zu kommen, verweist Kristof dann allerdings ein wenig resigniert auf die von ihm rezensierten Bücher.<sup>4</sup>

Kristof steht mit seiner Aussage nicht allein; er ist auch nicht der erste westliche Journalist, der dieses Medienmenetekel für Afrika erwähnt.<sup>5</sup> Die Forschungsliteratur beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit dieser Thematik, die nicht nur für afrikanische Verhältnisse auffällig ist, sondern tendenziell für Kulturräume zu gelten scheint, die den klassischen exotistischen Kategorien genügen.<sup>6</sup> Gegen die einseitige Berichterstattung regt sich vor allem Protest aus Afrika selbst, und diese Einwände sind beileibe nicht nur ‘schwarzer’ Natur. Einer der drei Priester, die die Missionsstation im malawischen Mua leiten, der franko-kanadische Pater Jean-Claude erzählt über seine letzte Mission in Bunia, im Kongo:

Kongo bedeutet für die westliche Welt im Grunde nur Krieg und Verderben. Aber gerade da zeigt Afrika doch, was es eigentlich vermag. Ganz Bunia finanziert sich durch die bürgerkriegsbedingte Isolation selbst, dort gibt es keine NGO, keine UN. Dafür aber Schulen und Universitäten, deren Studenten nach den Abschlüssen erfolgreich im Ausland weiter vermittelt werden. Wird der Kongo irgendwann einmal befriedet sein, dann wird es sein, als ob ein wirtschaftlicher Gigant aus langem Schlaf erwacht.<sup>7</sup>

Ähnlich disparat empfindet die nigerianische Autorin Chimamanda Ngozi Adichie, die ebenfalls auf Erfahrungen aus zwei Kulturräumen verweisen kann:

Wir sehen immer noch Biafra, wenn CNN aus dem Kongo berichtet. Es geht bei solchen Berichten nicht um die afrikanischen Protagonisten. Deshalb bin ich oft so deprimiert, wenn ich mich außerhalb von Nigeria aufhalte. Dann denke ich: Mein Gott, wir sind verloren. Doch dann fahre ich heim und – ja, gut, es ist alles chaotisch. Aber die Menschen unternehmen etwas, sie bewegen eine Menge, nur das bekommt man nie zu sehen, wenn man im Ausland Medienbeiträge zu Nigeria sieht. Es ist schon bitter.<sup>8</sup>

Die Bitterkeit, aber auch der Humor derer, die nichts mehr zu verlieren haben, finden sich in zahlreichen Interviews und Essays afrikanischer Gegenwartsautoren. Der kenianische Schriftsteller Binyavanga Wainaina etwa hat in seiner Anweisung, wie man über Afrika schreiben sollte, allerdings nicht nur die K-Berichterstattung, auf die Kristof, Jean Claude und Adichie verweisen, im Visier, sondern die fast ebenso notorische Hinwendung von der Hölle zum vermeintlich exotischen Paradies:

Im Titel sollte unbedingt 'Afrika', 'dunkel', oder 'Safari' vorkommen. Im Untertitel machen sich Wörter wie 'Sansibar', 'Massai', 'Zulu' sehr gut, ebenso 'Sambesi', 'Kongo', 'Nil', 'weit', 'Himmel', 'Schatten', 'Trommel', 'Sonne' und 'vergangen'. Sehr brauchbar sind ferner 'Guerilla', 'zeitlos', 'urzeitlich' und 'Stammeskultur'. Bedenken Sie, dass 'Menschen', die in Afrika leben, nicht schwarz sind, im Gegensatz zu ,den Menschen in Afrika'.<sup>9</sup>

Doch bevor diese Konstruktion vor allem für den deutschsprachigen Raum einer näheren Betrachtung unterzogen wird, soll ein Blick zurück zeigen, dass der gegenwärtige Mediendiskurs über Afrika seine Wurzeln nicht erst in der Berichterstattung über den Biafra-Krieg geschlagen hat, so wie es Adichie vermutet. Und dass es sogar Zeiten gab, in denen Afrika ganz anders konnotiert war als heute vorherrschend.

## 2. Blick zurück: 'Nur ein Fremder glaubt, Friedhöfe seien Toiletten'

Homer ist der erste, der Afrika in die verschriftlichte Welt einführt. Afrika reduziert sich in der *Ilias* allerdings auf "Aithiopien", ein Land, in dem man den "Göttern üppige Opfer darbringt".<sup>10</sup> Auch Herodot beschränkt sich auf das Ägypten- und das damit erfahrungsnaher Aithiopien. Wie viele Berichtersteller nach ihm wird er das Land, über das er berichtet, nie selbst gesehen haben. Aber die ägyptischen Informanten erwähnen nicht nur Goldreichtum und gewaltige Elefanten, sondern auch große, schöne und langlebige Menschen.<sup>11</sup>

Ab dem 8. Jahrhundert setzen arabische Schriftsteller ihre ersten Berichte über den "bilad es sudan", das Land der Schwarzen ab. Sie übernehmen den positiv belegten Afrikadiskurs zahlreicher antiker Autoren und vertiefen ihn durch ausgedehnte Handelsreisen und

Missionierungen grundlegend. Hatte sich die antike Schreibung auf die eigene Erfahrungswelt Nordafrika, Ägypten und Äthiopien beschränkt, richten die arabischen Autoren ihre Blicke auch auf das westliche Afrika. Das riesige, goldreiche und streng zentralistisch organisierte “Gana” des 10. Jahrhunderts, mit semiautonomen Vasallenstaaten, wird ebenso fasziniert erwähnt wie das bis ins späte Mittelalter bestehende Königreich “Songhay” mit seinen zentralen Instanzen im schillernden Gao, einer bevölkerungsreichen, schutzmauerlosen Industriestadt und kommerziellem Zentrum, in dem es für ihre Bewohner alles nur Vorstellbare in Hülle und Fülle gebe.<sup>12</sup> Doch auch Ostafrika steht auf der Agenda. 1352/53 besucht Ibn Battuta, ein aus Tanger stammender Forschungsreisender, die ostafrikanische Küste und ist nicht nur von den zahlreichen Stadtstaaten, dem regen Handel und der Architektur beeindruckt, auch die Einheimischen werden positiv wahrgenommen.

Die Neger besitzen einige bewundernswerte Eigenschaften. Sie sind selten ungerecht, denn sie verabscheuen Ungerechtigkeit mehr als irgendein anderes Volk. [...] In ihrem Land herrscht völlige Sicherheit. Weder Reisende noch Einwohner haben irgendetwas von Dieben und Gewalttätern zu fürchten. Sie beschlagnahmen nicht das Eigentum irgendeines Weißen, der in ihrem Land stirbt, selbst wenn er unzählbar reich ist.<sup>13</sup>

Die umgekehrte Beschlagnahmung von schwarzem Eigentum durch “irgendwelche” Weißen und die zunehmende Bedeutung des Handelsgutes “Sklave” verändern den bis dahin durchweg positiv konnotierten Afrikadiskurs in den Reiseberichten der damaligen Zeit dementsprechend. Denn erstmals stehen nun nicht nur die Afrikaner aus dem kulturell und militärisch zumindest als gleichwertig empfundenen Orient und christlichen Äthiopien im Mittelpunkt des Interesses, sondern Sklaven aus den westlichen Territorien Afrikas und aus Amerika. Abenteuerliche bis reißerische Reiseberichte, die die Boulevardberichterstattung des 20. Jahrhunderts vorwegnehmen, sprechen nur etwas mehr als 100 Jahre später eine deutlich andere Sprache als die von Ibn Battuta:

Die Neger sind alle, ohne Ausnahme, listig, boshaft und betrügerisch und selten vertrauenswürdig; sie sind darauf bedacht, sich keine Gelegenheit entgehen zu lassen, einen Europäer oder auch einen der ihren zu hintergehen.<sup>14</sup>

Im Zuge von Aufklärung und Idealismus verfestigte sich das evolutionistische Kulturbild bezüglich Afrika. Die Reproduktion des negativen Afrika-Images wird nun nicht mehr nur durch die Boulevardpresse bedient, sondern reicht über Missionarsberichte bis in die Hochkultur hinein. Auch Hegel zeigt sich davon beeinflusst:

Der Neger stellt, wie schon gesagt worden ist, den natürlichen Menschen in seiner ganzen Wildheit und Unbändigkeit dar; von aller Ehrfurcht und Sittlichkeit, von dem, was Gefühl heißt, muss man abstrahieren, wenn man ihn richtig auffassen will: es ist nichts an das Menschliche anklingende in diesem Charakter zu finden. Die weitläufigen Berichte der Missionare bestätigen dies vollkommen.<sup>15</sup>

Verwoben mit darwinistischen Lebensphilosophien und ethnologisch-rassistischen Weltbildern entsteht so bis zur Berliner Konferenz 1884/85 und der offiziellen Aufteilung des Kontinents zur kolonialen Zivilisierungsmission eine inhaltliche Melange, die nicht nur eine ideale Rechtfertigungsgrundlage für moralisch bedenkenfreies Handeln gegenüber den neuen Kolonien ermöglicht. Sie bietet auch der sich Mitte des 19. Jahrhunderts langsam entfaltenden internationalen Massenpresse einen reichen Gedankenpool, der sich in seinen Grundzügen von den gegenwärtigen Afrikana-Stereotypen, wie sie Binyavanga Wainaina in der Einleitung umreißt, nicht nennenswert unterscheidet, also selten über die bizarren Extremschilderungen von weißem Himmel und schwarzer Hölle auf afrikanischem Boden hinausreicht. Die neu hinzugetretene exotistische Variante speist sich dabei vornehmlich aus der mit der Industrialisierung zunehmenden Sehnsucht nach dem naturbelassenen und glücklichen 'edlen Wilden' und einem Leben jenseits neu entstehender urbaner Zentren und automatisierter Abläufe.<sup>16</sup>

Die nach dem Ersten Weltkrieg wachsende Medien- und Politiklandschaft sollte auch das Afrika-Bild spürbar auffächern: Zwar dominiert auch in der Weimarer Republik weiterhin ein über Zeitungen und Zeitschriften von Kirchen, Missions- und Kolonialgesellschaften propagierter kolonialer Diskurs, doch wird dieser nun auch verstärkt nationalistisch unterfüttert und multimedial ausgewertet. Vor allem die Besetzung des Rheinlandes, die u.a. durch französische Kolonialregimenter erfolgte, animierte dazu, von der "schwarzen Schmach am Rhein" und der "Bestialität und Brutalität der schwarzen 'Barbaren'" zu sprechen.

Warnungen vor einer “Mulattisierung und Syphilisierung”, einer möglichen “Verseuchung des deutschen Volkes” wurden ausgegeben. Gleichzeitig wurde vor den Franzosen gewarnt, die gezielt “weiße Menschen in Treibjagden zusammenfangen” lassen würden, um der “bestialischen Wollust afrikanischer Wilder zu dienen”.<sup>17</sup> Auf der anderen Seite begann nun auch das linke politische Spektrum Afrika für sich zu entdecken und zu instrumentalisieren. Mit ihren hohen Auflagen präsentierten etwa der *Vorwärts* oder die *Arbeiter-Illustrierte Zeitung* ein Afrika, das sich genauso wie die heimische Arbeiterschaft dem proletarischen Internationalismus verschrieben hat und die doppelte Unterdrückung – nicht nur Klasse, sondern auch Rasse – durch Hinwendung zum Kommunismus und einen heldenhaften Befreiungskampf abzuschütteln versucht.<sup>18</sup>

Hatten es die Afrikaner in der linken Metaphorik immerhin bis zum verlängerten Arm des Proletariats gebracht, wurde dieser ‘Etappensieg’ von den Nationalsozialisten schnell in eine Niederlage überführt. Die Pläne für ein ‘Mittelafrikanisches Reich’, das als Rohstofflieferant und Reservoir für Arbeitskräfte erhalten und sich von Kenia über Ghana und Namibia bis zum Tschad erstrecken sollte, warfen ihre Schatten auch auf die Tagespresse und erneuerten den alten kolonialen Diskurs unter neuen Vorzeichen.<sup>19</sup> Parallel dazu existierte allerdings weiterhin eine Berichterstattung, die sachlich, wenn auch nicht ideologieneutral war, wie etwa die Kurznachricht über die Kämpfe in dem damals von Italien kolonialisierten Äthiopien:

Der ägyptische Außenminister hat vom ägyptischen Konsul in Addis Abeba ein Telegramm erhalten, in dem dieser von Angriffen starker abessinischer Banden bei Addis Abeba, die gestern erfolgt sein sollen, berichtet. Dem Telegramm zufolge soll es auf beiden Seiten zahlreiche Verletzte gegeben haben.<sup>20</sup>

Die Meldung verschweigt zwar die rigorosen Methoden der Besatzer unter Mussolini, zu denen Massenerschießungen ebenso gehörten wie der Einsatz von Giftgas, und schreibt den äthiopischen Kampf gegen die Italiener als ‘Bandentum’ um, deutet aber immerhin an, dass der Widerstand der Äthiopier durchaus erfolgreich war.

Nach dem Zweiten Weltkrieg änderten sich in einer politisch und ideologisch neu ausgerichteten Medienlandschaft nicht nur die Inhalte. Mit der Gründung von journalistischen Studiengängen, Kommunikations- und Medienwissenschaften fand auch erstmals eine

selbstreferentielle Kritik statt. So wurden seit den 1950er Jahren mehr als 60 wissenschaftliche Arbeiten über die Afrika-Berichterstattung in deutschen Medien verfasst.<sup>21</sup> Ereignisorientierte Studien über den Biafra-Krieg oder den Genozid in Ruanda fanden ebenso Berücksichtigung wie Untersuchungen über allgemeine Afrikaberichterstattung oder ausgewählte Medien wie das “Afrika-Bild im ‘Spiegel’”.<sup>22</sup> Paeffgen konstatierte 1976 über die Presse-, Hörfunk,- und Fernsehberichterstattung über Afrika zwischen 1949 und 1972:

Die Darstellung in den 50er Jahren war dominiert von einem Kolonialismus, der in den überseeischen Gebieten lediglich Objekte nationaler europäischer Mächte sah [...]. Dieser Blick war konform mit den Zeitströmungen in dieser Epoche. Gegen Ende der 50er Jahre wandelte sich das Bild von einer Objektivierung langsam über ein Erstaunen über das ‘Erwachen der Völker’ zu einer immer größer werdenden Anerkennung ihrer Eigenständigkeit. [...] Globale Urteile und Vorurteile, Selbstdarstellungen als Lehrmeister usw. wurden seltener, ohne jedoch vollkommen zu verschwinden. Der Anfang der 60er Jahre noch verbreitete Ethnozentrismus wurde im Laufe der Zeit subtiler.<sup>23</sup>

Der von Paeffgen angedeutete Wandel in den Leitmedien der BRD sickerte zum Teil erfolgreich bis auf die Alltagsebene durch. Afrika wurde von Teilen der Bevölkerung nicht mehr nur als exotisches Traumland oder menschliche Müllkippe wahrgenommen. Vielmehr korrespondierten die in der Presselandschaft zum Teil enthusiastisch gefeierten Unabhängigkeitserklärungen afrikanischer Staaten seit Anfang der 1960er Jahre nur allzu gut mit der sich immer stärker entfaltenden Hoffnung auf die Verwirklichung alternativer Lebensentwürfe, die schließlich unter dem Label der 68er-Bewegung abgelegt wurden. Nur so lassen sich Umschreibungen von Lebenslinien nachvollziehen, wie jene von Hannelore, die 1967 mit 34 Jahren als ausgebildete Sekretärin nach Kenia wechselt, um noch einmal etwas “ganz anderes” zu machen. Sie erinnert sich nur noch entfernt an die neue mediale Aufmerksamkeit, die Afrika damals entgegengebracht wurde, jedoch umso mehr an die veränderten Menschen auf der Straße: “Da war immer noch dieser Ausdruck von Angst, bei einigen, aber viel öfters Freude darüber, dass ich in diesen vielversprechenden Kontinent auswandere”.<sup>24</sup> Das Bewerbungsgespräch mit Herrn Kamau aus Kenia findet im Frankfurter Flughafen statt, und nur wenige Wochen später ist Hannelore in Nairobi, wo sie wenige Jahre später den zu diesem Zeitpunkt bereits erfolgreichen ostafrikanischen Autor David G. Maillu kennen lernen und heiraten wird. Maillu porträtiert diese Ehe in seinem großen Roman

*Broken Drum*<sup>25</sup> als Brücke über die Kluft, die der hegemoniale westliche Diskurs über Afrika bereits im afrikanischen Beziehungsalltag hinterlassen hat. In seinem Spätwerk bemüht sich Maillu noch konsequenter um einen Gegendiskurs, der mal religiöse,<sup>26</sup> dann wieder politische<sup>27</sup> Schwerpunkte hat.

Dass die von Paeffgen rezipierten Veränderungen in den Medien seit den 1960er Jahren allerdings nur eine Seite der Medaille darstellen, zeigt ein Blick in die auflagenstarke Boulevardpresse. In einer Untersuchung über das Afrikabild in populären deutschen Illustrierten<sup>28</sup> beobachtete Dirke Köpp dort vielmehr eine konsequente Fortschreibung des kolonialen Diskurses, und zwar bis in die 1990er Jahre, von dem der Diskurs über afrikanische Sexualität nur einer von vielen bizarren Unterkapiteln darstellt. Über einen Zeitraum von knapp 80 Jahren lesen sich die Texte nahezu unverändert konserviert:

[...] im *Jahrbuch über die deutschen Kolonien 1908* (I, S. 128f.):

“Sind aber die Leidenschaften einmal erregt, dann kennt sich der Schwarze nicht mehr, blind läßt er jeder augenblicklichen Eingebung die Zügel schießen”.

In der *Praline* 60 Jahre später:

“Die Nuba-Männer kennen keine moralischen Hemmungen, wenn es darum geht, ihren Trieb zu befriedigen. Frauen, ganz gleich, wem sie gehören, sind für alle da”. (*Praline* 4 [1969]),

sowie knappe 80 Jahre später:

“Farbige Männer vergewaltigen weiße Französin auf offener Straße in Paris”. (*Praline* 52 [1985] [Ü])<sup>29</sup>

Die Meldungen über afrikanische Diktatoren, Kriege, hilflose, faule, lächerliche und edle Afrikaner ähneln frappierend den Jahrhunderte alten Vorstellungen über den unzivilisierten Afrikaner, dem das tradierte Attribut Kannibalismus selbstverständlich nicht fehlen darf:

Grauensvolle Rituale, wie sie ein Kult vorschreibt, der ursprünglich aus dem afrikanischen Urwald, aus dem Kongo, kommt. Dieses Ritual nennt sich “Plo Mayombe”. Seine Anhänger gelten als besonders blutrünstig. Sie glauben, daß Menschenopfer sie unverwundbar machen. (*Bunte* 18 [1989])<sup>30</sup>



Auffällig ist, dass es – wie zu Zeiten der Aufklärung und des Idealismus und erst recht zu den Hochzeiten des Kolonialismus – dem subkutanen ‘Boulevard-Diskurs’ immer wieder gelingt, sich bis in die Oberschicht des Mediendiskurses über Afrika zu bohren. Titel wie die der 1994 ausgestrahlte ZDF-Serie *Afrika, die Zukunft ist schwarz* mit Beiträgen wie “Expedition durch die Hölle” und “Weißer Mann komm zurück” sowie *Spiegel*-Titel wie “Ein schwarzer Holocaust”<sup>31</sup> oder “Der Ausbruch der Killer-Viren. Horror-Vision und Wirklichkeit”<sup>32</sup> sprechen für sich.

Dabei mussten sich die bundesrepublikanischen Leitmedien für ihre K-Berichterstattung nicht einmal direkt bei der Boulevardpresse bedienen, da inzwischen eine Flut nicht-staatlicher Hilfsorganisationen (NGOs) mit ihrer PR-Arbeit den hegemonialen Afrikadiskurs zu beeinflussen begonnen hatte. Die Unterfütterung für den seit den 1980ern wieder zunehmenden Image-Verlust Afrikas setzte bereits mit den ersten postkolonialen Wahrnehmungsversuchen Ende der 1960er Jahre ein. Menschen nicht nur in Afrika, sondern der ins Leben gerufenen ‘Dritten Welt’ wurden von den verschiedensten Solidaritätsbewegungen in Beschlag genommen. Mal war von heroischen Kämpfern, dann wieder von bedauernswerten Opfern die Rede, denen in ihrem Widerstand oder ihrem Leid gegenüber wirtschaftspolitischen Unbilden zur Seite gestanden werden sollte.

Einer der ersten Höhepunkte dieser Entwicklung stellte die in vereinzelt Regionen Afrikas von 1983 bis 1985 herrschende Nahrungsmittelknappheit dar. Von den bundesrepublikanischen Medien als Hungerkatastrophe Äthiopiens rezipiert, gelang es über Dramatisierung, Polarisierung und Übertreibung zwar, private und staatliche Spenden in vorher nie gekanntem Ausmaß zu akkumulieren und der ‘Jahrhundertkatastrophe’ Einhalt zu gebieten, Analysen zu den komplexen ökologischen, wirtschaftlichen und politischen Hintergründen blieben jedoch auf der Strecke. Vielmehr konstatierte u.a. Michler<sup>33</sup> eine ganz andere Katastrophe, nämlich die des Katastrophen-Journalismus. Vor dem Hintergrund der humanitären Katastrophe habe ein zunehmend symbiotisches Zusammenspiel von Politik und Hilfsorganisations-PR dazu geführt, dass in “nicht mehr verantwortungsvoller Weise übertrieben”<sup>34</sup> worden sei: Mehr als 75 Prozent der Beiträge wiesen keine Hintergrundinformationen für die Nahrungsmittelengpässe auf. Die medial verbreitete Zahl von 150 Millionen dem Hungertod nahen Afrikanern hielt Michler eigene Statistiken entgegen, die fünf Millionen Betroffene auswiesen.<sup>35</sup>

Diese Kritik an der Katastrophen-Berichterstattung soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass es immer auch einen ausgewogenen und seriösen Journalismus gab. So überraschte der Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung*, Stefan Klein, während seiner zwölf Jahre in Nairobi nicht nur mit Texten, die empathisch die Hintergründe afrikanischer Gegenwartsrealität erhellten. Er schrieb, losgelöst von der in dieser Dekade der Strukturanpassungsmaßnahmen dominierenden Perspektive des Weltbankers, auch über wirtschaftliche Erfolge: Porträts über den damals gerade im Aufbau begriffenen und für den europäischen Markt erfolgreich produzierenden Pflanzenanbau am kenianischen Naivasha-See fanden ebenso ihren Raum wie Artikel über den boomenden informellen Sektor Kenias.<sup>36</sup>

Das Ende des Kalten Krieges mit seinen weltpolitischen Umbrüchen polarisierte das Spektrum der Afrikaberichterstattung von neuem. Im Zuge sich auflösender Allianzen und unter dem Druck einer sich neu formierenden Welt waren zahlreiche afrikanische Länder Anfang der 1990er Jahre gezwungen, sich nach neuen Bündnispartnern umzusehen und politisch zu reformieren, wollten sie die in den Staatshaushalten fest verankerten Entwicklungshilfebudgets nicht verlieren.<sup>37</sup> Die dadurch ausgelösten gesellschaftspolitischen Turbulenzen in Ländern wie Uganda, Kenia oder Sambia erzeugten einen zwar heterogenen, aber nichtsdestotrotz schwarz-weißen Diskurs, der kaum mehr Grautöne zuließ und sich in rasanten Zyklen änderte. Lösten Reformgewinnler wie Youweri Museveni für Uganda oder Frederick Chiluba für Sambia einen regelrechten Anbruch an die Zeiten der Unabhängigkeit erinnernden Afrikaoptimismus aus, verschärfte sich andererseits der notorische Afrikapessimismus. Letzterer zog seine Nahrung nicht mehr nur aus neu aufgeflammten Kriegen wie in Liberia, Sierra Leone, Äthiopien oder dem Kongo, sondern auch daraus, dass, wie in Kenia, die Demokratisierung weniger zügig als erhofft vonstatten ging.

Die aufgegriffenen Themen changieren zwischen Extremen: So gab es die Forderung nach einer zweiten Kolonialisierung anlässlich der amerikanischen Intervention in Somalia, um die afrikanische Misere zu beenden,<sup>38</sup> und es war die Rede von der "wundersamen Versöhnungskraft" des Kontinents, die sich trotz der düsteren Szenarien im damaligen Zaire, in Ruanda und Burundi durchaus ablesen lasse.<sup>39</sup> Auch für die bereits anzitierte Boulevard-Presse verschärfen sich in diesem Zeitraum noch einmal die ohnehin schon starren Fronten. Köpp konstatiert, dass sich mit der Wiedervereinigung in Deutschland das Fremdbild zunehmend in ein Feindbild wandelt. Neben den üblichen Stereotypen tauchten zunehmend Debatten über Flüchtlings- und Asylproblematiken wie 'Das Boot ist voll' auf. Die Texte über innerafrikanische Konflikte bleiben dabei wie gewohnt auf der deskriptiven Ebene:

Irrelevante, aber spektakuläre Einzelheiten kaschieren den Mangel an relevanten Informationen und Hintergrundwissen und verstärken das Paradigma “‘Keine Hungersnot in Afrika’ hat keinen besonderen Nachrichtenwert” zusätzlich. Köpp konstatiert seit den 1990ern eine weitere signifikante Besonderheit – die Abnahme von Texten über Afrika an sich.<sup>40</sup> Bestätigt wird Köpps Annahme, dass mit der Verschärfung der Kontraste auf der Inhaltsebene eine neue Unschärfe in der Nachrichtengeografie einhergeht: Nach einer 1998 veröffentlichten Studie stammt nur mehr ein Prozent aller *Reuters*- und *dpa*-Meldungen aus Afrika, ganze zwei Prozent macht die Berichterstattung in den deutschen Print-Leitmedien<sup>41</sup> aus. Die Werte von 1995 liegen damit unter denen von 1979; demnach wird über keinen Kontinent weniger berichtet.<sup>42</sup>

Diese Datenlage vor der Jahrtausendwende erinnert an eine Anekdote des kenianischen Politikers Tom Mboya aus den Zeiten vor der Unabhängigkeit: Er habe eines Tages, erzählt Mboya, allein in dem Büro gesessen, in dem er arbeitete, als ein weißer Kunde hereingekommen sei, sich kurz umgesehen habe, um dann mit einem Achselzucken und den Worten: ‘Ah, nobody here’, wieder zu gehen.<sup>43</sup>

### 3. Blick hinein: ‘Ein Mensch ist des anderen Werkzeug’

Zur Jahrtausendwende waren die Voraussetzungen für einen Kurswechsel in der Afrika-Berichterstattung also denkbar schlecht. Wie Köpp feststellt,

[wirkt] eine Schwerpunkt-Berichterstattung auf K-Themen [...] wegen der Ausschließlichkeit derartiger Ereignisse umso stärker auf den Leser und verzerrt den Eindruck vom Kontinent noch weiter. Es existiert kein Gegendiskurs, und der Leser schafft sich aus dem ihm angebotenen Stoff, der dem hegemonialen Diskurs entstammt, seine eigene Konstruktion von Afrika, die wiederum in den hegemonialen Diskurs einfließt. Ohne Unterbrechung dieses Kreislaufs wird sich dieser Diskurs nie verändern.<sup>44</sup>

Verstärkt wird diese Problematik dadurch, dass die journalistische Darstellung durch andere Medien wie Fortsetzungsromane in Illustrierten,<sup>45</sup> Reiseführer<sup>46</sup> und nicht zuletzt durch den populären deutschen Film<sup>47</sup> sekundiert wird. Und auch in Schulbüchern

werden speziell zu Afrika höchst problematische traditionelle Darstellungsmuster ungebrochen fortgesetzt, die im Hinblick auf den Wunsch nach einer besseren europäisch-afrikanischen Verständigung kontraproduktiv erscheinen. Diese Muster haben sich in den letzten Jahrzehnten teilweise kaum verändert, auch da nicht, wo sie in Medien- und Schulbuchanalysen systematisch untersucht und kritisiert worden sind. Schulbücher zu Fächern, die Afrika, Afrikanerinnen und Afrikaner schon zu Kolonialzeiten berücksichtigt haben (z.B. Biologie, Erdkunde), schneiden besonders schlecht ab.<sup>48</sup>

Wenn also überhaupt, konnte eine Gegenströmung nur aus einer weiteren der ebenso unberechenbaren wie kurzlebigen Hochphasen positiv rezipierter Afrikaentwicklung erwachsen. Die Vorzeichen standen seit den 2000ern besser als je zuvor. Länder, die bislang als klare Verlierer kategorisiert und dankbare Projektionsfelder für Horrormeldungen gewesen sind, brillierten plötzlich. Ruanda machte sich auf den Weg, ein neues, steuerbegünstigtes Dienstleistungsparadies zu werden und dabei weitere Etappen zurückzulegen, den eigenen Genozid mit indigenen Mitteln aufzuarbeiten; Kenia feierte einen zwar nicht frei gewählten, aber dann doch begrüßten und erfolgreichen Demokratisierungsprozess; Malawi ging plötzlich getrennte Wege von IMF und Weltbank, um die prekäre Nahrungsmittelsituation im Lande mit eigenen Mitteln in den Griff zu bekommen und war dabei so erfolgreich, dass sich andere Länder darum bewarben, es ebenso zu machen. Das große Glasfaserkabelprojekt, das langsam ganz Afrika zu umrunden begann, brachte plötzlich erstmals Internetverbindungen, die für die breite Masse erschwinglich waren und Hoffnung darauf machten, dass das Globalisierungskarussell bei seinem nächsten Halt auch ein paar Afrikaner aufnehmen würde. Daneben boomte der Handy-Markt und wurden Innovationen wie ‘Mobile Banking’ von den internationalen Gebern mit Staunen registriert. Zunehmend zeigte sich, dass Afrikaner nicht mehr nur Opfer, sondern auch Konsumenten sein können. Gar nicht zu reden von den so gern benutzten wirtschaftlichen Indikationszahlen, wie denen des Bruttosozialproduktes, die zwar nie den stets erfolgreichen informellen Sektor inkludiert hatten, die sogenannte “Schattenwirtschaft”,<sup>49</sup> aber nun plötzlich unverändert – Jahr für Jahr – über fünf Prozent Wachstum meldeten.

Trotz dieser faktischen Fortschritte liest sich die Medienresonanz zum Afrika der letzten Jahre wie der Handlungstext zu einem leicht abgewandelten Leitspruch aus Lampedusas *Der Gattopardo*: Die Dinge ändern sich, um die gleichen zu bleiben. Als Beispiel sei ein *Spiegel*-Artikel aus dem Jahr 2008 genannt, der in seinem offensichtlichen Ziel zu dramatisieren

nahezu auf dem Boulevard-Niveau der von Köpp untersuchten Illustrierten wirkliche Hintergrundinformationen fast ostentativ verweigert:

Zu Hause im Land der Raubmorde, Stammesfehden und Hexenjagden

*Marodierender Mob, raffgierige Elite, blutige Stammesfehden: Kenia ist aus einem Musterstaat zum Katastrophenland geworden. Am Ende seiner Zeit in Nairobi zieht SPIEGEL-Korrespondent Thilo Thielke Bilanz in einem Staat, der in der mörderischsten Region der letzten Jahrzehnte liegt.*

Etwas mehr als fünf Jahre haben wir in Kenia gelebt, zuletzt in einem wunderschönen kolonialen Landhaus neben einer Kaffeeplantage am Stadtrand Nairobis. Meine Frau Bianca und ich haben in Nairobi geheiratet, und unsere Kinder Arthur und Sophie wurden hier geboren. Als wir Ende Dezember 2002 kamen, stand Kenia scheinbar vor einem hoffnungsvollen Neubeginn. Als wir im Frühjahr 2008 gingen, stand es in Flammen. [...]

Nach mörderischen Wochen, die vermutlich einigen Tausend Menschen das Leben gekostet haben, einigten sich die verfeindeten Lager auf eine gemeinsame Regierung und bildeten ein monströses Kabinett mit vierundneunzig Ministern und stellvertretenden Ministern. Diese neue Regierungsmannschaft reißt nun ein tiefes Loch in die leere Staatskasse, und vermutlich springen jetzt wieder irgendwelche europäische EntwicklungshilfeministerInnen ein und zahlen die Zeche. Sie werden damit keine Probleme lösen.

Sie haben ohnehin selten Probleme in Afrika gelöst, stattdessen aber viel Misswirtschaft und Korruption gefördert und durch die Finanzierung verkommener Regimes diese letztlich auch legitimiert. Kenia ist ein Pulverfass.

Es kann jederzeit in die Luft fliegen.<sup>50</sup>

Leider verdeutlichen nicht nur bizarre K-Berichterstattungen<sup>51</sup>, wie hartnäckig eine generationsübergreifend internalisierte Afrika-Vorstellung prägt. Ohne die Überschrift lesen sich etwa die folgenden Zeilen aus der *Financial Times Deutschland* fast wie ein Gegendiskurs zum hegemonialen Paradigma:

Der Kontinent profitiert stark vom Wandel. Zudem haben sich die Rahmenbedingungen verbessert, sodass Investoren aus aller Welt kommen. Die afrikanischen Märkte haben noch großes Potenzial. [...]

Chinesische Unternehmen tun es. Europäische Konzerne tun es sowieso. Derzeit versucht es mit Bharti Airtel sogar eine indische Firma. Es geht darum, sich ein Stück vom afrikanischen Markt, einem der letzten stark wachsenden und noch nicht restlos aufgeteilten Märkte, durch eine Übernahme oder Fusion zu sichern. "Wir beobachten dort derzeit eine gestiegene Übernahmeaktivität", sagt Jens Schleuniger, Fondsmanager des DWS Invest Africa, "und wir gehen von weiteren Fusionen und Übernahmen aus". Der politische Wandel geht mit verbesserten makroökonomischen Daten einher. "Das Pro-Kopf-Einkommen und die Devisenreserven steigen,

die Verschuldung geht zurück, und viele Staaten erzielen dank ihres Rohstoffreichtums und der gestiegenen globalen Nachfrage nach Öl, Metallen und Agrarrohstoffen Handelsbilanzüberschüsse“, sagt Titherington.<sup>52</sup>

Bis auf eine abschließende, zeitgemäße Warnung, dass hohe Kursgewinne immer auch mit dem Risiko verbunden sind, viel zu verlieren, weiß der Autor von keiner weiteren negativen Grunddisposition zu berichten. Dennoch scheint er nur Zugang zu dem tradierten Repertoire an Überschriften zu haben, aus denen sich dann auch der Titel rekrutiert: “Afrika enttäuscht Investoren”.

Diese exemplarisch herausgearbeiteten Tendenzen des gegenwärtigen Afrikadiskurses nicht nur in den deutschen Medien,<sup>53</sup> sind wiederum in äußerst prekäre Verhältnisse eingebettet, die den historischen Prozess unterstützen und ihn in den letzten Jahren noch einmal intensiviert haben.

### 3.1 Leitmedien light: ‘Ein faules Ei im Wasser steigt an die Oberfläche’

Die Intensivierung setzte mit dem Zusammenbruch des Neuen Marktes 2001 und der im Gleichschritt folgenden Medienkrise ein. Nicht nur etliche Start-ups gerieten in Turbulenzen, auch die Medienlandschaft veränderte sich nachhaltig. Bis 2003 stieg die Zahl der offiziell arbeitslosen Journalisten und Fotografen von etwa 700 auf über 9.000 an.<sup>54</sup> 2004 transformierte sich ein Teil der ‘Freigesetzten’ in 1.500 medienschaffende ‘Ich-AGs’, so dass sich die Zahl der Arbeitslosen in diesem Segment bis 2007 halbierte, um nun durch die Finanzkrise wieder stark zu steigen. Die Entwicklungen in den USA – die Zeitungs-Auflagen sind im Sommer 2009 noch einmal um zehn Prozent gesunken, ein Dutzend Zeitungen wurden seit 2007 geschlossen und insgesamt an die 10.000 Redakteure entlassen – hängt wie ein Damoklesschwert über dem Geschehen, das inzwischen auch Großbritannien und den deutschsprachigen Raum erreicht hat. Die WAZ-Gruppe hat bereits Redaktionen verschiedener Blätter zusammengelegt, für *Gruner & Jahr* werden ähnlich zentralistische Modelle ausprobiert, die *Süddeutsche* entlässt ebenso wie andere überregionale Zeitungen und Fernsehsender. Bei fast allen Zeitungen übernehmen zunehmend Redakteure die Arbeit von freien Autoren, die wiederum für das wenige, was noch übrigbleibt, mit bis zu 30 Prozent gekürzten Honoraren vergütet werden. Um überleben zu können, produzieren alle Beteiligten

für möglichst viele Kunden in möglichst kurzer Zeit viel Text und blicken ausgebrannt in eine fragwürdige Zukunft; Hintergrundrecherchen sind unter diesen Verhältnissen kaum mehr finanzierbar. Leipziger Journalismus-Forscher haben 235 Journalisten in Tageszeitungen, Hörfunk, Fernsehen und Online-Redaktionen beobachtet und festgestellt, dass pro Tag im Schnitt nur mehr 108 Minuten für Überprüfungs- und Erweiterungsrecherchen aufgewendet werden. Für die Kontrolle der Glaubwürdigkeit und Richtigkeit von Quellen und Informationen bleiben gerade elf Minuten. Der Anteil der Ortstermine und lebhaften Begegnungen an der knappen Recherchezeit beläuft sich auf nur noch 1,4 Prozent.<sup>55</sup>

Wie nicht anders zu erwarten, ist davon auch der Auslandjournalismus und damit wiederum das Korrespondentennetz in Afrika betroffen. Im Januar 2009 kündigte die gerade für ihre differenzierte Auslandberichterstattung renommierte *NZZ* Stellenstreichungen im südlichen Afrika an. Jahre vor ihr waren bereits die *FAZ*, der *Spiegel* und die *SZ* diesen Weg gegangen und hatten ihre Büros in Johannesburg geschlossen oder Stellen durch Zusammenlegungen von Standorten reduziert; nach vielen Jahren vor Ort betreut Bartholomäus Grill von der *Zeit* Afrika heute von Hamburg aus und auch der Springer Auslandsdienst verabschiedete sich vom schwarzen Teil des Kontinents. Allianzen zwischen Regionalzeitungen, die sich über ein gemeinsames Budget einen Afrikakorrespondenten finanzierten, zerbrachen; private Fernseh- und Rundfunkanstalten verzichteten ganz auf eine Präsenz. 2006 ergab eine Untersuchung einen historischen Tiefstand; nicht mehr als 28 deutsche Afrika-Korrespondenten waren noch in Afrika tätig, davon waren lediglich 13 fest angestellte Korrespondenten. Für die noch Verbliebenen sank gleichzeitig die Nachfrage nach ihren Beiträgen, von denen die Hälfte nicht mehr als einen Beitrag pro Woche absetzen kann.<sup>56</sup>

Die Auflösungserscheinungen sind gravierend, sie werden aber von den Heimatredaktionen zunehmend mit dem Argument begründet, dass über ausgereifere Kommunikations- und Logistikmöglichkeiten, die vorzugsweise über das Internet abgewickelt werden, eine Betreuung der Region aus wirtschaftlichen Gründen auch von Deutschland realisierbar ist. Die Ausdünnung der Personaldecke und die zunehmende Online-Betreuung sind allerdings Folgen einer Entwicklung, die schon seit längerem ins Schlingern geraten ist. Ein Blick in den Alltag gegenwärtiger oder vor kurzem in Afrika stationierter Journalisten verdeutlicht diese Lage.<sup>57</sup>

Bei dem grundsätzlich stark ausgeprägten Desinteresse der heimischen Redaktionen an afrikanischen Themen ist es relativ gut nachvollziehbar, dass für die meisten Korrespondenten Afrika nicht mehr als Karriereestieg für ihre Laufbahn betrachtet wird. Dementsprechend

erwarten weder die bei den Auswahlkriterien beteiligten Redaktionen noch die Bewerber selbst viel mehr als die in der Heimatredaktion ausgebildeten journalistischen Grundkompetenzen. Wo immer sie schließlich landen, dürfte das gelten, was *taz*-Korrespondentin Eveleens über die neu ankommenden Korrespondenten in Nairobi zu sagen hat: "Die meisten haben wirklich keine blasse Ahnung und wissen nicht besser Bescheid als der normale Leser oder Zuhörer in Europa".<sup>58</sup> Mit dem bereits angedeuteten stereotypen Schulwissen zu Afrika als Grundlage, müssen die eigentlichen Fachkompetenzen vor Ort angeeignet werden. Für die Sprachkompetenzpflege bleibt kaum Zeit. Kaum einer der mehrheitlich anglophon ausgerichteten Journalisten spricht auch nach Jahren vor Ort eine afrikanische Sprache, was es schwierig für Recherchen macht, die außerhalb der gebildeten Schichten ohne Übersetzer bzw. einheimischen Stringer stattfinden, da mittlerweile nur mehr 20 Prozent der afrikanischen Bevölkerung eine der kolonialen Verkehrssprachen wie Englisch, Französisch oder Portugiesisch sprechen.<sup>59</sup>

Diese offensichtlichen Defizite tragen dazu bei, dass die wenigen Kräfte vor Ort ihre berufsspezifischen Rollenbilder tendenziell auf afrikanische Verhältnisse übertragen und ausprägen. Sie changieren vom oft genannten 'Analytiker' und 'Themenmakler', 'Kulturdolmetscher' und 'Reporter' bis zu den weniger genannten Modellen des 'Anwalts', 'Diplomats', 'investigativen Journalisten' und 'Provokateurs'. Letztere Rolle wurde forciert von dem bereits oben zitierten Korrespondenten des *Spiegel*, Thilo Thielke, repräsentiert:

Eine gewisse Polarisierung, eine gewissen Vereinfachung, Zuspitzung, Provokation ist nötig, um Dinge klarzustellen. Sonst sieht man den Wald vor Bäumen nicht. [...] Wir dürfen nicht übertreiben oder verzerren oder falsch schreiben, also eine Zahl ist eine Zahl, das muss stimmen, darüber sind wir uns einig. Aber die Art und Weise, wie ich es präsentiere oder wie ich es herausarbeite, ist ganz entscheidend, und da sehe ich in Afrika eben das Problem der falschen Rücksichtnahme, weil das hier so arme Leute sind und armen Leuten sagt man ungern, dass sie auch Verbrecher sind. Aber Verbrecher sind Verbrecher sind Verbrecher.<sup>60</sup>

Gerade Verbrechergeschichten werden besonders gut in den heimischen Redaktionen, bei den Gatekeepern der Informationsflüsse, angenommen. Überhaupt ist es der große bunte Kessel, der zum Ärger einiger Korrespondenten gegenüber Hintergrund- oder politischer Berichterstattung deutlich bevorzugt wird und zu einem regelmäßigen Spagat zwischen 'Krisen' und 'Buntem' führt. Doch die wenigsten Korrespondenten klagen wirklich darüber,



bieten doch angstbesetzte Akzentuierungen und düstere Stereotypen vom ‘Herz der Finsternis’ bis zum ‘Schwarzen Kontinent’ einen idealen Stoff für die menschliche Faszination für das Horrende.<sup>61</sup> *epd*-Korrespondent Engelhardt sieht nicht nur in seinen eigenen (lustvollen) Afrika-Ängsten, sondern auch in denen seiner Rezipienten den eigentlichen Grund, “warum es immer noch eine Afrika-Berichterstattung in Deutschland gibt”.<sup>62</sup>

Aber nicht immer lassen sich K-Themen auch wirklich absetzen. Investigative Recherchen müssen wegen ihres hohen Aufwands und der schier überfordernden regionalen Zuständigkeiten<sup>63</sup> zweimal überlegt werden, und nicht einmal ethnozentristische Themen mit Deutschlandbezug haben Abnahmegarantie. Das führt wiederum dazu, dass die Themen nicht unbedingt von den Korrespondenten selbst initiiert werden, so wie es Kapstadt-Korrespondent Drechsler umreißt:

Wir setzen selten welche. Vielleicht mal bei Themen mit Deutschlandbezug wie bei den Vorberichten zur WM 2010 in Südafrika. Wir drehen Themen weiter. Ein Weiterdreh ist das, was wir leisten können. Ich beackere ja ein irrsinnig weites Feld – vom Kochrezept bis zur Anleihe. Dann noch zu erwarten, dass ich rausgehe und als Recherche- oder investigativer Reporter arbeite, wäre zu viel verlangt.<sup>64</sup>

Ein anderer Korrespondent sieht in dieser Misere gar den Grund, warum das Afrikabild in Deutschland so oberflächlich ist: “Die großen hintergründigen Geschichten, die nicht so reißerisch aufgemacht sind, fehlen. [...] Man müsste tatsächlich richtig recherchieren, so wie man es in Deutschland auch machen würde”.<sup>65</sup>

Dem mangelnden Aktionsradius und der erratischen ‘indigenen’ Kompetenzen versuchen die Korrespondenten in Afrika mit einer ausgewachsenen Selbstreferentialität Herr zu werden. Deshalb werden, neben den regionalen, internationale und auch heimische Leitmedien benutzt, um den ‘eigenen’ Kurs zu setzen: “Die *BBC* begleitet mich und bestätigt mir auch, dass das, was ich gerade in der Mache habe, was ich recherchiere oder worüber ich nachdenke, dass das interessant und wichtig ist”,<sup>66</sup> formuliert es etwa Hörfunkkorrespondent Dohrenbusch, dessen Hinwendung zur *BBC* auch eine Tendenz für die anderen Korrespondenten aufzeigt. Ihre primären Informationsquellen haben ihren Sitz mehrheitlich in Großbritannien und Frankreich, deren Interesse für die jeweiligen Kulturräume ihren historischen Unternehmungen in den früheren Kolonialgebieten entspringt. Neben dem

*Spiegel* ist es in Deutschland vor allem die *dpa*, deren Einfluss bei der Themenvorgabe weit reicht. Berichte die *dpa* etwas Sensationelles, bemerkt Stefan Schaaf von der ARD in Johannesburg etwas frustriert, könne er sich darauf verlassen, dass zwei Stunden später bei ihm das Telefon klinge und die Redaktionen nach dem Thema fragen.<sup>67</sup> Die *dpa* ist sich dieser Rolle bewusst, auch wenn sie ebenfalls melden muss, dass die Nachfrage nach Hintergrundberichterstattung deutlich nachlasse, Vermischtes dagegen am besten laufe, wie *dpa*-Korrespondent Krüger betont: “Je knapper, desto besser! Wir haben z.B. ein Szene Telegramm. Das sind 10 Zeilen-Meldungen über Schrilles, Schräges und Seltenes aus aller Welt. Aber diese 10 Zeilen Meldungen laufen wie Butter an der Sonne”.<sup>68</sup>

Die Medienkrise hat den Einfluss von Nachrichtenagenturen noch einmal verstärkt, da vor allem Regionalzeitungen und einige Überregionale dem kostspieligen Korrespondenten das preiswertere und kürzere Mainstream-Material der Agenturen vorziehen. Afrikanische Medien spielen allein schon wegen der oft mangelnden englischen Sprachkompetenz in den deutschen Redaktionen kaum eine Rolle.<sup>69</sup>

Diese ‘Synergieeffekte’ – kulturell dementsprechend adaptiert – haben sich, wie eingangs angedeutet, inzwischen auch im deutschen Binnenjournalismus etabliert. ‘Afrikanische Verhältnisse’ sind aber auch ein weiteres Mal Vorreiter für eine Entwicklung gewesen, die der deutsche Wissenschaftsrat bereits 2007 moniert hat: die zunehmende Vernetzung der ursprünglich konträren Bereiche Journalismus und Public Relations.<sup>70</sup> In Deutschland ist dieser Umstand inzwischen nicht nur im Alltagsjournalismus angekommen, er wird auch an etlichen Fachhochschulen bereits zukunfts- und alltagsorientiert als “Bachelor-Studiengang Journalismus und Public Relations” verpackt angeboten.

In Afrika ist die Verzahnung dieser Ebenen erstmals während der Biafra-Krise<sup>71</sup> und dann ausgeprägt während der im historischen Teil näher erläuterten Kampagne zur Beseitigung der Hungerkatastrophe in Äthiopien auffällig geworden. Heute ist das wirtschaftliche Überleben der großen Hilfsorganisationen mehr denn je an eine fortgesetzte Katastrophen-Berichterstattung geknüpft. Die äußere Faktenlage spricht ebenfalls für das enge Verhältnis dieser beiden Bereiche: So stieg in den letzten 50 Jahren die Zahl der Kriege, Krisen und Katastrophen, über die Journalisten berichteten, um ein Vielfaches, was allerdings in krasssem Gegensatz dazu steht, dass die Zahl der Kriege seit den 1990er Jahren signifikant zurückgegangen ist. Parallel dazu vervierfachte sich in den letzten 25 Jahren die Summe der Nothilfgelder und Spenden.<sup>72</sup>

Die symbiotische Beziehung zwischen der Hilfsbranche und dem Afrika-Journalismus lässt sich auch an den Quellen ablesen, die Journalisten in Afrika (und/oder ihre Abnehmerredaktionen in Deutschland) verwenden: Jede fünfte benutzte Textquelle wird nachweislich von der UN oder einer anderen Hilfsorganisation bereitgestellt.<sup>73</sup> Diese Quellen in Frage zu stellen oder zu ignorieren, ist für den stets Budget-knappen und auf den afrikanischen Alltag nicht immer genügend vorbereiteten Afrika-Korrespondenten eine nicht nur moralisch heikle Angelegenheit, denn wie ARD-Korrespondent Dohrenbusch sagt:

Die UN ist manchmal die einzige Chance, überhaupt von A nach B reisen zu können. Wenn das World Food Programm sagt, komm mit auf den Flieger in den Sudan [sic]. Die Alternative wäre, irgendwo zu warten, um ein Auto oder einen LKW in die jeweilige Region zu bekommen, in die dann die Fahrt möglicherweise eine Woche dauert.<sup>74</sup>

Die stärker gewordene Konkurrenz zwischen den Hilfsorganisationen führt zu einer nochmaligen Erweiterung dieses Angebots an die Journalisten. Diese sollen durch ihre Berichterstattung den Nachweis für das Heimatland liefern und damit belegen, dass die NGO aktiv ist und die Spendengelder sinnvoll eingesetzt hat.

Die gegenseitigen Verpflichtungen lösen allerdings hin und wieder auch Unbehagen bei den betroffenen Journalisten aus. ARD-Korrespondent Schaaf fasst die Lage folgendermaßen zusammen:

Die benutzen die Medien. Man wird auf Freebies eingeladen, man wird irgendwo hingejettet, um die nächste Hungerkatastrophe vor Ort besichtigen zu können. Man kommt zurück, macht den Bericht und der hat dann natürlich für die Organisation den Hintergrund, verstärkt Spenden einnehmen zu können, weil deren Thema platziert wurde. In meinen sieben Jahren hier bin ich sehr vorsichtig geworden, was NGOs angeht. Im Halbjahresrhythmus habe ich miterlebt, wie dann die Pressemitteilung kommt: "Südliches Afrika – 15 Millionen Menschen vom Hungertod bedroht". Da fragt man dann schon irgendwann mal nach: Wie kommt ihr denn überhaupt auf die Zahl? Davon bleibt bei genauerem Hinsehen nicht mehr viel übrig. Drei Monate später kommt dann die Meldung: "Ja, es war gar nicht so schlimm". Auch gut für die NGOs. Oder: "Gott sei Dank haben wir rechtzeitig gewarnt". [...] Und viele Katastrophen haben nichts mit dem Klima zu tun, sondern mit Korruption in den betreffenden Ländern, Inkompetenz und auch einer unheiligen Allianz mit den NGOs.<sup>75</sup>

Die unheilige Allianz zwischen Hilfsorganisationen und den betreffenden Ländern, die Fragwürdigkeit westlicher Hilfe an sich hat erst 2009 mit der Veröffentlichung von Dambiza Moyos ätzender Kritik an den bestehenden Verhältnissen<sup>76</sup> wieder hohe Wellen geschlagen. Ihre Rekapitulation des ‘Systems Entwicklungshilfe in Afrika’ erinnert nicht nur in zentralen Punkten an das ‘System Journalismus in Afrika’, es führt auch in Versuchung, Moyos Forderung nach einem Afrika ohne Entwicklungshilfe auf ein Afrika ohne westliche bzw. ‘weiße’ Berichterstattung zu erweitern. Eine Studie, nach der afro-amerikanische Journalisten deutlich mehr und differenzierter über Afrika berichten,<sup>77</sup> gibt diesem Gedankenspiel zumindest in Ansätzen Recht.

Angesichts der Medienkrise, die sich 2009 noch einmal verschärft hat, dürfte sich dieses Gedankenspiel fast von allein realisieren. Doch selbst wenn der Informationsfluss der klassischen wirtschaftspolitischen Afrikaberichterstattung langsam ganz versickern sollte – bleiben werden andere Ebenen der Afrika-Darstellung, die höher im Kurs gesellschaftlicher Wahrnehmung stehen.

### 3.2 Ausnahmen bestätigen nicht die Regel: ‘Nach der Musik eines Irren tanzen nur Irre’

Innerhalb der Leitmedienkultur, aber außerhalb des standardisierten Korrespondenten- und Agentur-Berichterstattung über Afrika haben sich vor allem zwei Themenbereiche herausgebildet, die sich schon dadurch abheben, dass sie in anderen Mänteln der Tageszeitungen bzw. unter anderen Ressorts in Magazinen und Fernsehsendungen platziert sind. Darüber hinaus werden ihre Inhalte nicht nur mit detaillierten Hintergründen angereichert, sondern fast durchweg positiv präsentiert und von der populären Alltagskultur wohlwollend rezipiert: der Sport und die Musik.

Durch die im Vergleich zum Fußball schon sehr früh wahrgenommene internationale Vernetzung hat der mediale Diskurs über afrikanische Musik dabei bereits einen etwas längeren Weg zurückgelegt. Nicht nur die Äußerungen populärer Musiker<sup>78</sup> zu schwarzer Musik bildeten dabei eine solide Grundlage für die Position, dass es westliche populäre Musik ohne schwarze Musik eigentlich nicht gegeben hätte. ‘Schwarz’ wurde dabei anfangs vor allem mit afro-amerikanischen Einflüssen, also einer in der Sklaverei verwurzelten Musik gleichgesetzt. Zwar gab es eine dumpfe Ahnung, dass die Sklaven von irgendwo

hergekommen sein mussten, handfest wurde dieses Wissen allerdings erst mit der sogenannten 1968er-Bewegung, die sich mit dem an sich schon reichen Erfahrungsschatz, der aber nichtsdestotrotz aus 'zweiter Hand' stammte, nicht zufrieden geben wollte. Populäre Musiker bekannten sich nicht mehr nur zu ihren historischen Einflüssen, sie versuchten zunehmend, diese Einflüsse in ihre gegenwärtige Lebens- und Arbeitsweise zu integrieren. So verlegte Ginger Baker, einer der populärsten Schlagzeuger der End-1960er und 1970er, seinen Wohnsitz nach Nigeria. Seine Zusammenarbeit mit Fela Kuti und die Umsetzung seiner Erfahrungen mit den afrikanischen Rhythmus-Modellen fanden Eingang in seine Aufnahmen und erreichten auf diesem Weg auch die Rezipienten in Europa und Amerika.

Die fragilen Wurzeln dieser Bewegung haben sich im Lauf der Zeit weit verzweigt. Es müssen nicht mehr populäre weiße Musiker nach Afrika reisen, damit afrikanische Musik wahrgenommen wird. Die Größen der afrikanischen Musik feiern ihre Erfolge inzwischen auch in der nordwestlichen Hemisphäre und werden in Musikmagazinen, Jugend-Fanzines, überregionalen Feuilletons und ethnophilen Broschüren ähnlich stereotyp verhandelt wie die Stars aus dem eigenen Kulturkreis.

Für die mit dieser Entwicklung einhergegangene erweiterte Rezeption ist vor allem charakteristisch, dass sie grundsätzlich frei von den K-Themen des politisch-gesellschaftlichen Afrika-Diskurses ist. Dabei vermag sie allerdings die exotistischen Projektionen, die seit der Industrialisierung auf Afrika gerichtet wurden, nicht auszuklammern. Und eher selten wird dies so selbstkritisch reflektiert wie in Bartholomäus Grills Abschiedstext als Korrespondent in Afrika:

In der Lodge führen vier junge Massai bei der allabendlichen Jambo-Bwana-Seligkeit gerade den traditionellen Springtanz auf. Das Publikum ist verzückt. Wie hoch und kerzengerade sie hüpfen mit ihren Spießen! Diese animalische Kraft! Dieser erdige Gesang! Und die shukas, scharlachrote oder blutfarbene Tücher, die um ihre schönen schwarzen Körper wallen! Müssen sich die Tänzer nicht vorkommen wie in einem Menschenzoo?<sup>79</sup>

Gleichzeitig ist die gegenwärtige Berichterstattung aber darum bemüht, nicht nur sich selbst, sondern die Musik selbst 'rein' zu halten und gerade von exotistischen Verdächtigungen frei zu sprechen:

Die auf Englisch und Luo gesungenen Texte schwanken zwischen aufbauenden Beschwörungen, dem Lamento über den grassierenden Aidsvirus und einem klassischen Shout-out voller Dank im Titelstück. Extra Golden ist so ein musikalischer Hybride gelungen, der jeden Exotismusverdacht von sich weisen kann.<sup>80</sup>

Unterstützt wird diese Entwicklung von einigen ‘Gralshütern’ ‘authentischer’ Kultur, deren Afrikaprojekte von den Medien ebenfalls positiv besprochen werden, wie etwa Wim Wenders’ Ankündigung im Frühjahr 2009, nach seinen Filmen über portugiesische und kubanische Klänge nun einen Film über afrikanische Musik zu versuchen.

Wegen der bereits erwähnten Budgetknappheit sind Reportagen über afrikanische Musik in einem afrikanischen Land eher zufällig, bieten dann jedoch die Chance, neben den nie fehlenden Verweisen auf Armut und Migrationshilfe durch die Musik, mehrheitlich negative Patterns mit einem positiven Gegenstimme zu unterlegen. So etwa mit der Nachricht, dass der Kongo mit seiner Hauptstadt Kinshasa mehr als nur korrupte Politik und Bürgerkriegschaos sei, sondern auch “das Tor zum riesigen Talent-Reservoir des Kongo-Beckens. Jeder, der im Pop was zu sagen hat, zuletzt Damon Albarn und The Roots, reist irgendwann mal hierher”.<sup>81</sup>

Kinshasa spielt nicht nur für die Musik, sondern auch für den Sport, den zweiten großen Bereich außerhalb der K-Berichterstattungsdomänen, eine fast repräsentative Rolle.<sup>82</sup> Fristete das Boxen nach dem ‘Rumble in the jungle’ im damaligen Zaire noch eher ein mediales Schattendasein, hatte eine andere Sportdisziplin bereits 1968 während der Olympiade auf sich aufmerksam gemacht: das Laufen. Nicht nur der Sieg des Kenianers Naftali Temu war damals überraschend, auch die Disziplin, die Langstrecke über 10.000 Meter, sorgte damals für Aufsehen, galt bis dahin doch die eiserne koloniale Faustregel, dass Schwarzafrikaner wegen ihrer Gene lauffaul seien und nur im Sprint und Weitsprung punkten könnten.<sup>83</sup> Der Sieg wurde in den Medien durchaus wohlwollend, wenn auch noch nach den damals geläufigen paternalistischen Mustern ausgewertet:

Dumpf dröhnte eine afrikanische Trommel aus dem Omnibus am Eingang des Olympischen Dorfes, fremdartige Gesänge erschollen, dann hob man ihn hinaus: Naftali Temu, Olympiasieger im 10000-m-Lauf. Ein bunter Haufen Athleten wartete auf den pechschwarzen Helden aus dem kenianischen Hochland. Sie küßten und sie trugen ihn im Triumphzug zum Quartier. Der winkte derweil schüchtern lächelnd den jubelnden Menschen zu.

Solcher Trubel ist ihm neu. Ja, er trainiert viel, der Nabila Naftali Temu. Aber schließlich gehört er auch zum Stamme der Kisii, die schon immer als gute Läufer bekannt waren.<sup>84</sup>

Temus Sieg begründete eine Tradition, die anfangs zwar nur vereinzelte, aber schillernde und allen exotistischen Kriterien genügende Schlaglichter setzte.<sup>85</sup> Der eigentliche 'Run' der Medien auf die Läufer setzte allerdings erst in den 1990ern ein, als die bis dahin als unschlagbar geltenden Weltrekorde des Engländers Sebastian Coe von Kenianern unterboten wurden. Ähnlich wie auf der musikalischen Ebene gingen nun auch weiße Sportler nach Afrika, um zu lernen und der zunehmenden Dominanz der Afrikaner auf der Mittel- und Langstrecke Einhalt zu gebieten. Dies gelang zwar nicht, führte in der Leichtathletik aber zu einer kuriosen Umkehrung der historischen Verhältnisse, in denen die schwarzen Afrikaner als Exoten gehandelt wurden. In einem *Spiegel*-Interview erklärte etwa die Trainerin des deutschen Läufers Dieter Baumann, seine Frau Isabelle Baumann:

Es gibt nur noch Dieter und die Afrikaner. Die meisten Afrikaner lassen sich in Europa trotz ihrer Leistungen aber nicht verkaufen. Dadurch wird der Exot Baumann für die großen Veranstaltungen unentbehrlich. Es gibt eine Nachfragesituation, die wir uns nie erträumt haben. Wir könnten schon jetzt bis ins Jahr 1998 alle Verträge fix machen.<sup>86</sup>

Zwar wurden die neuen Gewichtungen im Wettkampfgeschehen schulterzuckend akzeptiert und fielen die regelmäßigen Porträts und die Wettkampfbereichterstattung durchaus positiv aus. Gleichzeitig schlich sich jedoch ein subtiler Unterton ein: der Sieg mit fairen Mitteln wurde angezweifelt bzw. die Errungenschaften der Läufer aus Afrika in das altbekannte und tradierte Beziehungsmuster gestellt.

War man jahrelang davon ausgegangen, dass die afrikanischen Läufer ihre Siege ausnahmslos ihrer heimatlichen Höhenregion über 1.700 Meter verdankten, war nach langen Trainingseinheiten, aber keinen daraus resultierenden Siegen von Läufern wie Dieter Baumann deutlich geworden, dass andere Gründe hinter den 'Laufwundern' stecken mussten. Außerdem führten Läufer wie Wilson Kipketer, der inzwischen die dänische Staatsbürgerschaft angenommen hatte und seit Jahren in Kopenhagen lebte, weiterhin die

Weltranglisten an. Das stellte Baumann und die heimischen Redakteure vor ein Rätsel, das rational offenbar nicht zu lösen war: “Baumann fragte einmal seinen Freund Yobes Ondieki, den 5.000-m-Weltmeister von 1991: ‘Weißt Du denn, ob Du das Ziel auch erreichst, wenn du schon nach 1.200 Metern einen Vorsprung von 50 Metern hast?’. Wenn er also wie eine Furie losrennt, gegen alles vernünftige Maß, nur um die Gegner zu schockieren?“. <sup>87</sup> Andere Autoren bevorzugen die “Stammesriten” der Afrikaner, die von “solcher Art” seien, dass der Wille übermenschliche Fähigkeiten erlange. <sup>88</sup> Wieder andere Berichterstatter spannen den Bogen noch weiter, sie vermuten einen prähistorischen Vorteil der Afrikaner:

Im Rift Valley wurde die Menschheit geboren. Hier fanden Paläontologen Skelette von Kreaturen, die als Bindeglied zwischen Affe und Mensch gelten, darunter die berühmte Lucy, eine Frau, die vor 3,5 Millionen Jahren lebte. Das Rift Valley ist eine riesige Senke, die Afrika zwischen Moçambique und dem Roten Meer durchläuft. Hier lernte der Mensch den aufrechten Gang, und wahrscheinlich fing er hier auch an zu laufen. Denn das Rift Valley ist die Heimat begnadeter Langstreckenläufer – der Kenyaner und der Äthiopier. <sup>89</sup>

Dieser biologistische Diskurs, der auf eine vorteilhafte genetische Disposition der Afrikaner anspielt und in dem von Läufern die Rede ist, die sich “bewegten wie die Gazellen”, <sup>90</sup> weiß zugleich auch die Nachteile zu erklären, die den afrikanischen Läufern aus ihren Vorteilen erwachsen. So werden etwa viele Läufer ohne ausreichende Kontrollen auf den Markt gebracht; eine Entwicklung, die durch weiße Organisatoren und Trainer, wie den irischen Bruder Colm O’Connel vom Lehrerorden St. Patrick, der sich seit Jahrzehnten um die Läufer Talente kümmert, unterbunden werden soll. <sup>91</sup> Da jedoch die Armut als ein weiterer gewichtiger Faktor angesehen wird, der die Motivation afrikanischer Läufer stärkt, <sup>92</sup> dürfte es schwierig sein, der Überproduktion der Talentschmieden Herr zu werden.

Ein ähnlicher Erklärungsansatz, der Afrikanern zwar den Erfolg zubilligt, sie aber auf körperliche, ‘untrainierbare’ Attribute und ein begrenztes strategisches und intellektuelles Vermögen reduziert, gilt auch für den internationalen Fußball mit afrikanischer Beteiligung. Wie wichtig diese Ebene inzwischen geworden ist, deutet etwa die große Resonanz bei Schülern an, deren Wissen bezüglich afrikanischem Fußball mittlerweile deutlich komplexer und differenzierter ist, als jenes Wissen, das über Schulbuchvermittlung und massenmedial produzierte Vorurteile generiert worden ist. <sup>93</sup>



Ähnlich wie bei den Läufern, werden einige internationale Ligen inzwischen von afrikanischen bzw. afrikanischstämmigen Spielern dominiert. Die Gründe dafür werden einvernehmlich, ähnlich wie bei den Läufern, in der körperlichen Überlegenheit gesucht:

Viele Impulse, die früher von der Zehnerposition ausgingen, müssen im modernen Fußball von der Sechse kommen. Und weil auf der Sechse eine viel größere Robustheit erforderlich ist, sind die kraftvollen Spieler aus Westafrika mit ihren enormen individuellen Fähigkeiten prädestiniert für diese Position.<sup>94</sup>

Dass dies kein wirklicher Angriff auf die Integrität der europäischen Spieler ist, versteht sich von selbst, denn “die Laufstärke und die starke Physis sind sehr interessant, das sind ja Fähigkeiten, die man nur bedingt trainieren kann”.<sup>95</sup>

Angesichts dieser biologistischen Argumentationsstrategie ist es wenig verwunderlich, dass auch im Fußball Afrikanern die Vorteile nicht selten zum Nachteil gereichen, sofern sie sich nicht den westlichen Strukturen und Organisationsformen unterwerfen – wodurch eine indirekte Entwicklungsarbeit in den als chaotisch bezeichneten afrikanischen Nationalmannschaften geleistet werden soll:

Viele Spieler aus Ägypten und den Maghreb-Nationen verweilen lange bei ihren Heimatklubs, wo sie ein bequemes Leben führen können – wohingegen westafrikanische Talente in den Ausbildungsakademien europäischer Großklubs landen. Und inzwischen ist hierbei ein Stadium erreicht, in dem das in Europa erworbene Know-how in die afrikanischen Nationalteams zurücktransferiert wird.<sup>96</sup>

Doch stehen sich auch an dieser Schnittstelle Afrikaner einmal mehr selbst im Weg: “Machtkämpfe und unberechenbare Personalentscheidungen gehören weiterhin zum afrikanischen Fussball wie die Trommelrhythmen auf den Tribünen”.<sup>97</sup> Bei genauerem Hinsehen entpuppt sich das auf der Oberfläche wabernde Wohlwollen gegenüber ‘ur-afrikanischen’ Talenten also als eine kaum verschleierte Reproduktion der üblichen Verdächtigen: evolutionistische Kulturbilder, sozialdarwinistische Grundhaltungen wechseln im Reigen mit kolonialen Mustern: Afrikaner können immerhin etwas und auch Armut hat

ihre Vorteile, lässt sich aus diesen ja eigentlich ganz ohne die üblichen K-Klischees auskommenden Kommentaren ablesen. Doch das, was Afrikaner können und was sie haben: ‘den Rhythmus im Blut’, die ‘richtigen Knochen am rechten Platz’, darüber können sie, weil es sich um ‚animalisch-triebhafter Relikte‘ handelt, kaum kontrolliert bestimmen.

Dem bislang zitierten Mainstream mit seiner dürftigen Quellenlage steht allerdings eine Reihe von ungehörten oder wenig genutzten Quellen gegenüber – Quellen, die in der Berichterstattung über unsere eigene oder verwandte Kulturen durchaus signifikante Rollen spielen, seien es Künstler, Schriftsteller, Philosophen, Studenten oder Lehrer, Wissenschaftler, Kirchen- und Religionsvertreter.

### 3.3 Ökologische Nischen: ‘Jede Tür braucht ihren Schlüssel’

Derartige Vertreter einer Zivilgesellschaft gibt es natürlich auch in Afrika. Ihr Bekanntheitsgrad und ihr Einfluss auf die Darstellung Afrikas sind jedoch durch die informellen Möglichkeiten des Internets weit weniger gewachsen als erwartet. Zwar werden im deutschsprachigen Internet über News-Foren, Afrika-Vereine- und Stiftungen aktuelle Themen verhandelt,<sup>98</sup> doch der offensichtlich marginale ‘Traffic’ und die seltenen Updates dieser Seiten vermitteln bislang kaum nachhaltige Strukturen; ein Eindruck, der sich auch auf den universitären, stiftungsnahen oder vereinsbezogenen Printbereich erweitern lässt.<sup>99</sup>

Ein wenig mehr Resonanz erhalten die Afrikaschwerpunkte renommierter Periodika. *Widerspruch* etwa gelang es, erstmals auf breiterer Ebene darauf hinzuweisen, dass Afrika nicht nur gegenwärtige philosophische Debatten pflegt, sondern auch eine philosophische Tradition besitzt.<sup>100</sup> Die *Neue Rundschau* publizierte Mitte 2009 ein Heft über die Literatur Afrikas,<sup>101</sup> das, wie der amerikanische *The Literary Review*, auch Texten Raum bietet, die – jenseits der bekannten K-Themen – den ganz normalen Alltag abbilden und sich damit weit entfernt von den Erwartungshaltungen des literarischen Zentrums platzieren. Denn gerade die afrikanische Literatur hat in den letzten Jahren zunehmend den Diskurs der K-Berichterstattung der Medien internalisiert, mit weitreichenden Folgen für die Autoren selbst: “Eine Geschichte bei den internationalen Wettbewerben hat nur dann eine Chance, angenommen zu werden”, erklärt der malawische Schriftsteller und Politiker Shadreck Chikoti etwa,

wenn sie den Erwartungshaltungen entspricht, die der Westen gegenüber Afrika hat. Aids, Bürgerkrieg, Korruption, Busch und Hütten, das geht. Eine eskapistische, visionäre oder den wirklichen Alltag beschreibende Literatur hingegen hat keine Chance. Und das Schlimmste daran ist, dass die meisten von uns die Erwartungen von aussen bereits verinnerlicht haben.<sup>102</sup>

Diese Entwicklung immer wieder konsequent zu brechen – und den weiten Weg von kolonialem zu Commonwealth- zu postkolonialem- zu ‘international contemporary writing’ zu rechtfertigen – fällt den in England mit seiner ‘reichen’ kolonialen Vergangenheit beheimateten Magazinen sichtbar leichter.<sup>103</sup> Dagegen fallen entsprechende deutsche Versuche häufig eher erratisch oder deskriptiv aus.<sup>104</sup>

Auf der gesellschaftspolitischen Ebene bietet sich ein ähnliches Szenario. Sowohl im franko- als auch im anglophonen Bereich wird mit auf Afrika spezialisierten Hochglanznachrichten-Magazinen der Mainstream-Diskurs so elegant vermieden, wie sich die Blätter präsentieren. Publikationen wie *New African* oder *Africa Report* bedienen dabei allerdings nicht nur den europäischen Leser, sondern sind auch auf dem afrikanischen Markt erhältlich. Die Inhalte lesen sich nicht anders als die des *Spiegel* oder der *Newsweek*: Themenschwerpunkte werden um Nachrichten aus der Kultur, Politik und der Wirtschaft ergänzt, Interviews mit afrikanischen und europäischen Managern gehören genauso zum Gesamtbild wie ein Autorenteam, das sich sowohl aus afrikanischen als auch europäischen Journalisten zusammensetzt.<sup>105</sup>

Aber auch für die den nationalen wie internationalen Leitmedien verschriebenen Journalisten existieren Alternativen, wie sich vor allem an Beispielen aus dem englischsprachigen Raum zeigen lässt. Während deutsche Journalisten nach geleistetem Korrespondentendienst in der Fremde gern über ihre Erfahrungen in Buchform resümieren und dabei nur selten das enge Korsett der stereotypen Wahrnehmung ablegen,<sup>106</sup> versuchen englischsprachige Journalisten die Defizite ihres Korrespondentendaseins zu überwinden. Michaela Wrong, die sechs Jahre als Korrespondentin die komplexen Verhältnisse im Kongo u.a. für *Reuters* und die *BBC* erläuterte und später für die *Financial Times* in Nairobi tätig war, gelang etwa mit *In the Footsteps of Mr. Kurtz* nicht nur das Psychogramm eines Landes, sondern zudem eine tiefgreifende historische Analyse, die gleichzeitig nicht davor zurückschreckt, auch die Grotesken des Alltags im Kongo zu erwähnen.<sup>107</sup>

Einen ähnlichen Weg wie Wrong wählte Matthew Green.<sup>108</sup> Nach Jahren in *Reuters* Ostafrikazentrale in Nairobi ließ Green vor allem ein Konflikt keine Ruhe mehr: der Bürgerkrieg im Norden Ugandas, in einem ansonsten international als Vorzeigeland fungierenden Restuganda. Green akzeptierte die oben beschriebenen Verschränkungen zwischen Journalismus und der Hilfs-Industrie und reicherte seine Meldungen mit den erwarteten Standards der von der UN ausgerufenen “meist vernachlässigten humanitären Krise der Welt” an. Glänzend absetzen ließen sich zum Beispiel die kuriosen Nachrichten über die Lord Resistance Army und ihren Führer Joseph Kony, der die Fantasien der Heimatredaktionen derartig aufwühlte, dass ständig neuer Stoff geordert wurde. Green gehorchte und betonte wie eingefordert den offensichtlichen Wahnsinn eines gottähnlichen Königs. Das Märchenhafte dieser ominösen Figur, dieses “African Osama in seiner Höhle”,<sup>109</sup> verführte ihn jedoch gleichzeitig dazu, ein Sabbatical zu nehmen und sich vor Ort selbst ein Bild zu machen. Diese Reise wird nicht nur zu einer ernüchternden Reflexion über die eigenen beruflichen Kompromisse, sondern auch eine Reise in die Relativität der Wahrheit. Green trifft Kony tatsächlich, aber wen er da trifft, ist alles andere als das Monster, vor dem er sich bis dahin fasziniert gefürchtet hat, sondern etwas, das einen viel größeren Schrecken auslöst: “Der Zauberer vom Nil war einfach nur ein Mann, und er hatte Angst”.<sup>110</sup>

#### 4. Blick hinaus – ‘Das Auge kann nicht sehen, womit es durchstoßen wird’

Was aber ist, so soll abschließend überlegt werden, der Grund für die seit der Antike überlieferte Faszination des Menschen für das Grauen und den Schrecken, die sich nicht nur in der fiktionalen Literatur Raum zur Entfaltung sucht,<sup>111</sup> sondern offenbar auch in der vorgeblich faktenorientierten journalistischen Berichterstattung?

Sollte man vielleicht mit Lévi-Strauss zu verstehen versuchen, dass jede Kultur, kaum dass sie sich artikuliert und gefestigt hat, sich als die einzig wirkliche auszugeben bestrebt ist und die anderen Kulturen totschweigt oder ihnen ihre Wertigkeit abspricht? Ein kultureller Hochmut, der nur scheinbar unaggressiv ist, tatsächlich aber die Überzeugung vermittelt, dass das Leben sich nur in der Heimat lohnt.<sup>112</sup> Aber gerade weil in modernen Gesellschaften Zweifel an den eigenen kulturellen Errungenschaften nicht zu vermeiden sind, mag der Wunsch umso größer sein, Gründe zu finden, die für die Heimat sprechen und im gleichen Atemzug andere, fremde Gesellschaftsmodelle verneinen. Oder hat sich die Lage in den gegenwärtigen Zeiten

globalisierter Migrationskultur soweit zugespitzt, dass wir uns inzwischen einem Angriff ausgesetzt sehen und nur mehr verteidigen, nachdem wir jahrelang selbst angegriffen haben?<sup>113</sup>

Denkbar und Lévi-Strauss' strukturalistischen Ansätzen verwandt, wäre auch das über die Generationen weitergereichte Handlungsmuster, das Comaroff & Comaroff für die Entstehung des kolonialen Diskurses im 19. Jahrhundert vermuten.<sup>114</sup> Im damaligen England der explodierenden Metropolen Liverpool und London trafen die gut situierten Bürger erstmals auf Klassen, die nichts mit den zivilisierten Idealen ihres Staatswesens gemein hatten. Im Gegenteil: zwischen den Städten pendelnde Wanderarbeiter, die in prekären Zuständen, in unehelichen Verhältnissen und ohne religiöse Perspektiven lebten, weckten bei den Medien Assoziationen, die sonst nur mit der Wildnis Afrikas in Verbindung gebracht wurden: In Berichten über den städtischen 'Dschungel', über 'umherziehende Stämme', die in 'Nestern' hausten, und Evangelisten, die versuchten, die 'unzivilisierten Horden' zur Besinnung zu bringen, tauchten Bilder auf, die eigentlich den Vorstellungen über Afrika vorbehalten waren, aber nun zunehmend in den Diskurs über die 'eigenen' 'Fremden' im Land einfließen. Diese Entwicklung stellte zunehmend eine Gefahr für den Zusammenhalt des Staates – die innere Sicherheit – dar.<sup>115</sup> Die praktischen Folgen lagen auf der Hand: Um das Bild der eigenen Gesellschaft zu schönen, wurde Afrika als eine Art Camera obscura britischer Zivilisation benutzt, eine Art virtuelles Porträt all dessen, was nach bürgerlichen Maßstäben nicht sein sollte. In Abgrenzung zu diesem Negativbild konnte es gelingen, die eigene Gesellschaft zu idealisieren und endlich die ersehnte Heimat zu produzieren – auch wenn sie ironischerweise 'fremdgemacht' war.

Dieses Handlungsmodell auf die jüngste Vergangenheit und Gegenwart zu übertragen, ist nicht nur deshalb interessant, weil es ein historisch bewährtes 'Verhaltensmuster' darstellt, sondern auch, weil die Reaktionen der Medien auf afrikanische 'Zustände' immer dann am harschesten ausfielen, wenn es um die eigene Integrität schlecht bestellt war. So wurden etwa Ende der 1980er Jahre die autokratischen Verhältnissen in Afrika massiv kritisiert, was aus diesem Blickwinkel einmal mehr als Konstruktion eines imaginativen Rollenmodells erscheint, um dem Zusammenbruch der eigenen, bis dahin so klar in West und Ost aufgeteilten Welt besser begegnen zu können.<sup>116</sup>

Wie weit man in den Erklärungsversuchen auch gehen mag, die 'Infrastruktur' eines jeden Ansatzes bleibt die gleiche. Eine Geschichte, die in Eritrea von Generation zu Generation weitergegeben wird, illustriert diese Struktur in konzentrierter Form. Als sich nach der

erbitterten Schlacht von Keren 1941 die italienischen Faschisten ergeben mussten, marschierten die Engländer unter Pressemitteilungsgewittern, die einen Sieg der liberalen Demokratie verkündeten, auf Asmara zu. Ein britischer, seiner Truppe vorausgehender Offizier wurde an der Straße von einer alten Eriträerin unter traditionellem Freudengesang begrüßt. Wahrscheinlich durch die schrillen Töne irritiert, habe der Offizier mit einer brüskten Armbewegung Ruhe eingefordert und den Stand der Dinge klar gemacht: "I didn't do it for you, nigger".<sup>117</sup>

---

<sup>1</sup> Für die auch in den folgenden Überschriften verwendeten afrikanischen Sprichworte vgl. David G. Maillu: *African Indigenous Political Ideology, Africas cultural interpretation of democracy*. Nairobi: Maillu Pub. House 1997. S. 14-35.

<sup>2</sup> Nicholas Kristof: Bright Continent. In: *The New York Times* 3.5.2009. Übersetzung Axel Timo Purr.

<sup>3</sup> Vgl. ebd. Übersetzung Axel Timo Purr.

<sup>4</sup> Dambiza Moyo: *Dead Aid: Why Aid Is Not Working and How There Is a Better Way for Africa*. London: Farrar Straus & Giroux 2009; Richard Dowden: *Altered States, Ordinary Miracles*. London: Portobello 2008.

<sup>5</sup> Vgl. für den deutschen Sprachraum Hans Groffebert: Wanderer, kommst von Afrika. Die Rekolonialisierung eines Kontinents in unseren Medienbildern. In: *Frankfurter Rundschau* 24.8.1993.

<sup>6</sup> Vgl. etwa für den indo-pakistanischen Kulturraum die endogene und exogene Nachrichtenlage nach einem Anschlag der Taliban in: Françoise Nunn: Values and Truth in the International News: A Case Study. In: *Perspectives on Media Discourse*. Ed. by Rotimi Taiwo, Akin Odeunmi and Akin Adetunji. München: Lincom 2007. S. 61-83.

<sup>7</sup> Eigenes Interview v. 13.11.2008.

<sup>8</sup> Chimanda Ngozi Adichie: Ich liebe das verdammte Land nun mal, aus dem ich komme. In: *Neue Rundschau: Afrika*. Frankfurt/M.: 2009. S. 49-59. Hier: S. 58.

<sup>9</sup> Wainaina Binyavanga: Wie man über Afrika schreiben sollte. In: *Neue Rundschau: Afrika*. Frankfurt/M. 2009. S. 9-13. Hier S. 9. Oder die Lesung des Textes vom beninisch-US-amerikanischen Schauspieler Djimon Hounsou unter <http://www.youtube.com/watch?v=QDWIMX2ToSc>. Downloaded 21.10.2010.

<sup>10</sup> Homer: *Ilias*. Berlin-Weimar: Aufbau 1976. S. 392.

<sup>11</sup> Vgl. Herodot: *Historien*. Stuttgart: Kröner 1971.

<sup>12</sup> Vgl. Abou-Abdallah Moh Edrisi: *Description de l'Afrique et de l'Espagne*. Amsterdam: Oriental Press 1969. S. 6-11. Übersetzung Axel Timo Purr.

<sup>13</sup> Ibn Battuta, zitiert nach Bodo von Borries: *Kolonialgeschichte und Weltwirtschaftssystem. Europa und Übersee zwischen Entdeckungs- und Industriezeitalter 1492-1830*. Düsseldorf: Schwann 1986. S. 83.

<sup>14</sup> William Bosman. In: *Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte*. Bd. 1: *Amerika, Afrika*. Hg. von Urs Bitterli. S. 212.

<sup>15</sup> G.W.F. Hegel: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1961. S. 122.

<sup>16</sup> Vgl. Urs Bitterli: *Die Entdeckung des schwarzen Afrikaners*. Zürich: Atlantis 1980.

<sup>17</sup> Vgl. Tobias Nagl: *Die unheimliche Maschine. Rasse und Repräsentation im Weimarer Kino*. München: Edition Text + Kritik 2009. S. 155-198.

<sup>18</sup> Vgl. Michael Schubert: *Der schwarze Fremde. Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre*. Stuttgart: Franz Steiner 2003.

<sup>19</sup> Kum'a Ndumbe III: *Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas*. Frankfurt/M.: IKO 1993.

<sup>20</sup> In: *Kreuzzeitung* 23.7.1936.

---

<sup>21</sup> Lutz Mücke: *Journalisten der Finsternis. Akteure, Strukturen und Potenziale deutscher Afrika-Berichterstattung*. Köln: Von Halem 2009. S. 42.

<sup>22</sup> Media Watch: *Das Afrika-Bild im "Spiegel" und anderen Medien*. Köln: Heinrich-Böll-Stiftung 1997.

<sup>23</sup> Manfred Paeffgen: *Das Bild Schwarz-Afrikas in der öffentlichen Meinung der Bundesrepublik Deutschland 1949-1972*. München: Weltforum-Verlag 1976. S. 240. Zit. nach: Mücke: *Journalisten der Finsternis* [wie Anm. 21]. S. 43.

<sup>24</sup> Telefonisches Interview mit Hannelore Maillu, 9.10.2009.

<sup>25</sup> David Maillu: *Broken Drum*. Nairobi: Jomo Kenyatta Foundation and Maillu Pub. House 1991.

<sup>26</sup> David Maillu: *KA, Holy Book of Neter – The "African Bible"*. Nairobi: AfricanComb Books 2005. Maillu versucht u.a. mit afrikanischen Religionswissenschaftlern eine bislang nur oral tradierte "afrikanische Bibel" zu verschriftlichen und damit dem christlichen, nicht indigenen, religiösen Diskurs eine indigene Komponente gegenüberzustellen.

<sup>27</sup> Vgl. Maillus bereits eingangs erwähnte *African Indigenous Political Ideology* [wie Anm. 1], in der Maillu die Einführung eines für die Gegenwartspolitik reformierten traditionellen afrikanischen Altersklassensystems vorschlägt, das seinen Nutzen aus einer seit Jahrhunderten erfolgreichen und nie missbrauchten vertikalen gesellschaftlichen Strukturierung und Organisation ziehen soll.

<sup>28</sup> Dirke Köpp: *"Keine Hungersnot in Afrika" hat keinen besonderen Nachrichtenwert. Afrika in populären deutschen Zeitschriften (1946-2000)*. Frankfurt/M. u.a.: Lang 2005.

<sup>29</sup> Ebd. S. 44.

<sup>30</sup> Ebd. S. 289.

<sup>31</sup> *Der Spiegel* 14.12.1993.

<sup>32</sup> *Der Spiegel* 15.5.1995.

<sup>33</sup> Walter Michler: *Weißbuch Afrika*. Bonn: Dietz 1991.

<sup>34</sup> Vgl. ebd. S. 31.

<sup>35</sup> Vergleichbare Tendenzen und Analysen lassen sich mühelos für weitere "Katastrophenschauplätze" finden, die bereits in den 1970ern über den Konflikt in Biafra einsetzen und bis in die jüngste Gegenwart reichen, sei es der bürgerkriegsversehrte Südsudan in den 1990ern oder die in den Medien im Sommer 2009 aufgegriffene "Hungersnot" im Norden Kenias.

<sup>36</sup> Vgl. Stefan Klein: Mit Blüten das große Geld machen. Dem ostafrikanischen Land bringt das internationale Geschäft mit Gartenbauerzeugnissen bereits ein Drittel der gesamten Deviseneinnahmen. In: *Süddeutsche Zeitung* 20.8.1988, und: Stefan Klein: Schläge, die Hoffnung bedeuten. Wie sich der Undungu Boxing Club am Rande Nairobis darum bemüht, Kindern in den Slums zu einer Chance im Existenzkampf zu verhelfen. In: *Süddeutsche Zeitung* 24.5.1987.

<sup>37</sup> Afrika war bis dahin ein nach den Moralitäten des Kalten Krieges aufgeteilter Kontinent, dessen Führer die politische Zahlungsmoral durchaus auszuspielen wussten, damit jedoch nicht nur die nach der Unabhängigkeit populäre "panafrikanische Idee" aus den Augen verloren, sondern zunehmend auch den Kontakt zur eigenen Basis. Vgl. etwa Mobutu Sese Sekos vom Westen gebilligtes Abziehen von Geldern des IMF und der Weltbank, die nach Mobutus Flucht 1997 dem Land in Rechnung gestellt wurden.

<sup>38</sup> Hans Hirscher: Ein schwarzer Holocaust. In: *Der Spiegel* 14.12.1992.

<sup>39</sup> Bartholomäus Grill: Afrikas Agonie. In: *Die Zeit* 1.11.1996.

<sup>40</sup> Vgl. Köpp: *"Keine Hungersnot in Afrika" hat keinen besonderen Nachrichtenwert* [wie Anm. 28]. S. 375-381.

<sup>41</sup> *Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurter Rundschau, Die Welt, Bild und Süddeutsche Zeitung*.



---

<sup>42</sup> Jürgen Wilke: Konstanten und Veränderungen der Auslandsberichterstattung. In: *Wie die Medien die Welt erschaffen und wie die Menschen darin leben*. Hg. von Christian Holtz-Bacha, Helmut Scherer und Norbert Waldmann. Opladen-Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1998.

<sup>43</sup> Vgl. Michaela Wrong: *I didn't do it for you. How the world betrayed a small African nation*. New York: Fourth Estate 2005. S. 98. Ist Mobutu einer der größten der Gewinner des Kalten Krieges gewesen, so war Mboya eines der populärsten Opfer: Seiner Ermordung 1969 ging eine Rufmordkampagne voraus, die ihm unterstellte, ein Agent der CIA zu sein.

<sup>44</sup> Vgl. Köpp: "Keine Hungersnot in Afrika" hat keinen besonderen Nachrichtenwert [wie Anm. 28]. S. 381.

<sup>45</sup> Vgl. Rosemarie Lester: *Trivialneger. Das Bild des Schwarzen im westdeutschen Illustriertenroman*. Stuttgart: Heinz 1982.

<sup>46</sup> Vgl. Anke Poenicke: Vorbereitung für Verständigung? Deutsche Reiseführer zu Ländern Afrikas auf dem Prüfstand. In: *ZEP: Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik* 23 (2000). H. 2. S. 33-38.

<sup>47</sup> Vgl. den Beitrag von Rita Morrien "Afrika mon amour? - Der Afrika-Diskurs im populären deutschen Spielfilm" in diesem Band.

<sup>48</sup> Anke Poenicke: *Afrika in deutschen Medien und Schulbüchern*. Sankt Augustin: Konrad-Adenauer-Stiftung 2001 (Zukunftsforum Politik. Broschürenreihe der Konrad-Adenauer-Stiftung 29).

<sup>49</sup> Vgl. zur Bedeutung des informellen Sektors: Kenneth King: *Jua Kali Kenya. Change & Development in an Informal Economy, 1970-95*. Ohio: Ohio University Press 1996.

<sup>50</sup> Thilo Thielke: Kenia: Zu Hause im Land der Raubmorde, Stammesfehden und Hexenjagden. In: *Spiegel Online* 25.8.2008. <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,584350,00.html>. Downloaded 14.10.2010.

<sup>51</sup> Vgl. u.v.a. Simbabwe: Passagierflugzeug kollidiert mit Wildschwein. In: *Spiegel Online* 9.11.2009. <http://www.spiegel.de/reise/aktuell/0,1518,660252,00.html>. Downloaded 14.10.2010; Bartholomäus Grill: Afrikas gierige Herrscher: Politiker und Monarchen, Geschäftsleute und Beamte – mit ihrer Habgier und Korruption ruinieren die Eliten viele Länder des Kontinents. In: *Die Zeit* 29.10.2009.

<http://www.zeit.de/2009/45/Afrikas-Parasiten>. Downloaded 14.10.2010.

<sup>52</sup> Gerd Hübner: Investmentfonds. Afrika enttäuscht Investoren. In: *Financial Times Deutschland* 25.10.2009.

<sup>53</sup> Zahlreiche Studien in anderen westlichen, aber auch osteuropäischen Ländern deuten auf ein ähnliches Afrikabild wie das in Deutschland hin. Vgl. Suzanne Franks: The neglect of Africa. In: *British Journalism Review* 1 (2005). S. 59-64; Charles Quist-Adade: From paternalism to ethnocentrism: Images of Africa in Gorbachev's Russia. In: *Race & Class* 4 (2005). S. 79-89.

<sup>54</sup> Für diese und auch die folgenden Zahlen in diesem Abschnitt vgl. Tom Schimmeck: Preis und Wert des Journalismus. Eröffnungsrede zum 14. Mainzer Mediendisput, 9.-10.11.2009. <http://www.schimmeck.de/Texte/mmdrede.htm>. Downloaded 14.10.2010.

<sup>55</sup> Marcel Machill, Markus Beiler und Martin Zenker: *Journalistische Recherche im Internet*. Berlin: Vistas 2009.

<sup>56</sup> Vgl. Lutz Mücke: Allein auf weiter Flur: Korrespondenten in Afrika. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 34/35 (2009) (17.8.2009). S. 39-40.

<sup>57</sup> Vgl. für den folgenden Abschnitt Mücke: *Journalisten der Finsternis* [wie Anm. 21]. S. 168-383. Mücke hat für seine 2006 durchgeführte Untersuchung Interviews mit 18 Afrika-Korrespondenten geführt, die zum Zeitpunkt der Befragung ein weites Spektrum an deutscher Leitmedienkultur belieferten.

<sup>58</sup> Vgl. ebd. S. 172.

<sup>59</sup> Vgl. Jacob E. Mabe (Hg.): *Das Afrika-Lexikon*. Wuppertal: Hammer 2001. S. 577.

---

<sup>60</sup> Vgl. Mükke: *Journalisten der Finsternis* [wie Anm. 21]. S. 187. Thielke hat Nairobi inzwischen verlassen, um den *Spiegel* in Südostasien zu vertreten; sein Nachfolger Horand Knaup verfolgt in seiner Berichterstattung einen etwas gemäßigeren, aber weiterhin polarisierenden Kurs.

<sup>61</sup> Vgl. Karl Heinz Bohrer: *Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk*. München: Hanser 1982.

<sup>62</sup> Vgl. Mükke: *Journalisten der Finsternis* [wie Anm. 21]. S. 192.

<sup>63</sup> Vgl. Mükke: Allein auf weiter Flur [wie Anm. 56]. S. 43: "Im Durchschnitt ist ein Afrika-Korrespondent für 33 Länder zuständig. Und in durchschnittlich ein Drittel der Länder ihrer Berichtsgebiete haben Korrespondenten noch nie einen Fuß gesetzt. Die Inhaltsanalyse zeigt: Weit mehr als die Hälfte aller 48 Länder Subsahara-Afrikas finden so gut wie keinen Eingang in die Berichterstattung".

<sup>64</sup> Vgl. Mükke: *Journalisten der Finsternis* [wie Anm. 21]. S. 195.

<sup>65</sup> Vgl. ebd. S. 196.

<sup>66</sup> Vgl. ebd. S. 246.

<sup>67</sup> Vgl. ebd. S. 251.

<sup>68</sup> Vgl. ebd. S. 389.

<sup>69</sup> Vgl. ebd. S. 253-256.

<sup>70</sup> Vgl. Wissenschaftsrat: Pressemitteilung 14/2007, 29.5.2007.  
[http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/pm\\_1407.pdf](http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/pm_1407.pdf). Downloaded 21.10.2010.

<sup>71</sup> Für eine "unverzahnte" Perspektive der Biafra-Krise vgl. Chimamanda Ngozi Adichie: *Half of a Yellow Sun*. London: Fourth Estate 2007.

<sup>72</sup> Vgl. Human Security Centre: *The Human Security Report: War and Peace in the 21<sup>st</sup> Century*. New York-Oxford: Oxford University Press 2005. In: Mükke: *Journalisten der Finsternis* [wie Anm. 21]. S. 263.

<sup>73</sup> Mükke: Allein auf weiter Flur [wie Anm. 56]. S. 44.

<sup>74</sup> Mükke: *Journalisten der Finsternis* [wie Anm. 21]. S. 268.

<sup>75</sup> Ebd. S. 272.

<sup>76</sup> Vgl. Dambiza Moyo: *Dead Aid: Why Aid Is Not Working and How There Is a Better Way for Africa* [wie Anm. 4].

<sup>77</sup> Vgl. Keith R. Kenney: Images of Africa in news magazines: Is there a black perspective? In: *International Communication Gazette* 54 (1995). Nr. 1. Pp. 61-85.

<sup>78</sup> Vgl. die zahlreichen Interviews und Texte zu diesbezüglichen Verbindungen u.v.a. bei Alexis Korner, Bob Dylan, den Rolling Stones und Eric Burdon.

<sup>79</sup> Bartholomäus Grill: Das Land, wo alles begann. Nach 13 Jahren in Kapstadt kehrt unser Korrespondent Bartholomäus Grill nach Deutschland zurück. Vorher suchte er in den Weiten der Serengeti noch einmal das Herz von Afrika. In: *Die Zeit* 26.10.2006.

<sup>80</sup> Christian Werthschulte: Zeitgenössische afrikanische Musik: Die Rückkehr der Rhythmen. In: *taz* 17.4.2009.  
<http://www.taz.de/1/leben/musik/artikel/1/die-rueckkehr-der-rhythmen/>. Downloaded 14.10.2010.

<sup>81</sup> Jonathan Fischer: Die harte Kunst der Blechtrommler. Sechs Polioversehrte haben sich zur eigenwilligsten Band des Kongo zusammengefunden. Ihre Rhythmen erreichen nun auch Europa, ihrer Heimat aber geben sie Mut. In: *Süddeutsche Zeitung* 25.2.2009.

---

<sup>82</sup> Vgl. den 1974 in Kinshasa inszenierten “Rumble in the jungle” zwischen den Boxern Muhammed Ali und George Foreman, der hauptsächlich eine vom damaligen autokratischen regierenden Präsidenten des Landes, Joseph-Désiré Mobutu, organisierte und finanzierte Werbeveranstaltung für Zaire und Afrika war. Nicht nur der eigentliche Kampf, auch das musikalische Rahmenprogramm mit u.a. Miriam Makeba und James Brown erweckte weltweit mediale Aufmerksamkeit: U.a. bediente sich Norman Mailer 1976 des Themas; mit den Dokumentarfilmen *When we were Kings* (1997) und *Ali* (2001) sicherte sich Kinshasa dann wohl endgültig einen Platz im kollektiven medialen (Sport-)Gedächtnis.

<sup>83</sup> Vgl. Robert Hartmann: Barfuß über warme Erde laufen. In den Bergen im Nordwesten Kenias sind die Kalenjin beheimatet. Obwohl das einstige Nomadenvolk weniger als drei Millionen Menschen zählt, sind die Kalenjin sowohl bei Mittel- als auch bei Langstreckenläufen kaum zu schlagen. In: *taz* 28.9.2002.

<sup>84</sup> *Die Olympischen Spiele, Mexico City, Grenoble 1968*. Hg. in Zusammenarbeit mit dem Sport-Informations-Dienst (sid). [Red. Leitung: Roland Gööck]. Gütersloh: Bertelsmann-Sachbucherlag 1968. S. 194-195.

<sup>85</sup> Vgl. z.B. die Resonanzen zum 400-Meter Hürden-Sieg des Ugandas John Aki Bua in: *Olympische Spiele 1972, Sapporo, München*. Hg. von Harald Lechenperg. München: Copress 1972. S. 168, 185: “Beim Einbiegen in die Zielgerade des 400-m Hürden-Endlaufs stürmt der schwarze Mann über die letzten 80 m, daß seinen Gegnern der Schreck in die Glieder fährt. Jetzt kommt das Perpetuum mobile aus dem afrikanischen Busch gar nicht mehr zum Stehen. Er ist weit über das Ziel hinausgelaufen, winkt die Fotografen herbei und läuft dann die Stadionrunde noch einmal. Mal springt er über eine der Hürde, mal hüpfert er über Hürden, die nur in seiner Vorstellung bestehen. Er ist so schnell gelaufen, wie er nur konnte, so wie er das immer tut. Die brillanten Hürden-Techniker sind vom unverbrauchten Naturtalent in Weltrekordzeit geschlagen worden. In einem namenlosen Dorf ist er aufgewachsen, er soll mehr als drei Dutzend Geschwister haben, weil sein Vater acht Frauen sein eigen nannte”.

<sup>86</sup> Udo Ludwig: Die Ehre des Abendlandes retten. Isabelle und Dieter Baumann über Olympia und afrikanische Läufer. In: *Der Spiegel* 11.3.1996.

<sup>87</sup> Vgl. Hartmann: Barfuß über warme Erde laufen [wie Anm. 83].

<sup>88</sup> Vgl. Buchtipp: Stammesriten machen Beine. In: *Frankfurter Rundschau* 27.6.2005.

<sup>89</sup> Wo der Mensch das Laufen lernte. In: *Neue Zürcher Zeitung* 25.8.2004.

<sup>90</sup> Kenia wählt WM-Leichtathleten aus. Streng wie nie. In: *Süddeutsche Zeitung* 23.7.2001.

<sup>91</sup> Vgl. Glücksschmiede in trügerischem Paradies. Kenias Stamm der Kalenjin bringt mehr Lauftalente heraus, als die Leichtathletik-Welt benötigt. In: *Süddeutsche Zeitung* 22.12.2000.

<sup>92</sup> So gelten die langen Schulwege der Kinder, die sich die öffentlichen Transportmittel nicht leisten können, als Grundlagentraining für spätere Läuferkarrieren. Vgl. Laufen ist unsere einzige Chance. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 9.10.2005.

<sup>93</sup> Vgl. Wulf Schmidt-Wulffen: Jugendliche und “Dritte Welt”: Bewußtsein, Wissen und Interessen. In: *ZEP: Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik* 20 (1997). H. 4. S. 10-15.

<sup>94</sup> Daniel Theweleit: Dominierende Dynamiker: Afrikas Kicker besetzen die strategisch wichtigen Positionen der Champions-League-Halbfinalisten. In: *Süddeutsche Zeitung* 5.5.2009.

<sup>95</sup> Ebd.

<sup>96</sup> Daniel Theweleit: Zwischen Chaos und Weltklasse: In Afrikas WM-Qualifikation für 2010 setzen sich erstmals die wirklich besten Mannschaften durch – sie kommen überwiegend aus dem Westen des Kontinents. In: *Süddeutsche Zeitung* 17.11.2009.

<sup>97</sup> Ebd.

<sup>98</sup> Vgl. etwa die Reaktion auf einen der polarisierenden Thielke-Texte auf dem Blog-Forum “Fakten – Fiktionen”: <http://fact-fiction.net/?p=1306> (downloaded 14.10.2010), in dem facettenreich alle nur denkbaren Afrika-Stereotypen abgerufen werden, hingegen das Blog der Afrika-Stiftung e.V. versucht, dem hegemonialen

---

Diskurs zu Afrika Ansätze zu einem Gegendiskurs entgegen zu stellen: [http://www.das-blog.info/DAS\\_blog/DAS\\_blog.html](http://www.das-blog.info/DAS_blog/DAS_blog.html). Downloaded 21.10.2010.

<sup>99</sup> Vgl. u.a. *Afrikapost*, Magazin für Politik, Wirtschaft und Kultur; *Africa Spectrum*, wissenschaftliche Zeitschrift für gegenwartsbezogene Afrikaforschung; *Afrika Wirtschaft*, Mitgliederzeitschrift des Afrika-Vereins Hamburg.

<sup>100</sup> *Widerspruch. Münchner Zeitschrift für Philosophie* 30 (1997): *Afrikanische Philosophie*. Tübingen.

<sup>101</sup> Markus Kessel: *Neue Rundschau* 120 (2009). H. 2: *Afrika*. Frankfurt/M.

<sup>102</sup> Axel Timo Purr: Schauplatz Malawi. Bei Tisch spricht man nicht. Literarisches Leben zwischen dem Verlust alter Erzähltraditionen und fragilen Neuanfängen. In: *Neue Zürcher Zeitung* 10.2.2009.

<sup>103</sup> Vgl. *Wasafiri* 24 (2009). No. 3: Everything to declare. 25th Anniversary Issue. Abingdon, Oxfordshire: Routledge.

<sup>104</sup> Vgl. *LiteraturNachrichten* 26 (2009). Nr. 102. Frankfurt/M.

<sup>105</sup> Vgl. *The Africa Report: Africa in 2010 - much more than football*. No. 20 (December 2009-January 2010). Auch: <http://www.theafricareport.com>. Downloaded 21.10.2010. Allein die wirtschaftspolitischen Porträts der 53 afrikanischen Staaten dieser Ausgabe übertreffen fast jeden Versuch deutscher Leitmedien, der Thematik "Afrika" gerecht zu werden.

<sup>106</sup> Vgl. Thilo Thielke: *Reportagen aus dem Inneren eines zerrissenen Landes*. Frankfurt/M.: Brandes & Apse 2008. Michael Bitala: *Der Löwe im Keller des Palastes: Ostafrikanische Erfahrungen*. Wien: Picus 2003. Bartholomäus Grill: *Ach, Afrika: Berichte aus dem Inneren eines Kontinents*. München: Siedler 2005.

<sup>107</sup> Michaela Wrong: *Auf den Spuren von Mr. Kurtz. Mobutus Aufstieg und Kongos Fall*. Berlin: Edition Tiamat 2002.

<sup>108</sup> Mathew Green: *Wizard of the Nile: The Hunt for Africa's Most Wanted*. London: Portobello 2008.

<sup>109</sup> Ebd. Übersetzung Axel Timo Purr.

<sup>110</sup> Ebd. S. 214. Übersetzung Axel Timo Purr.

<sup>111</sup> Vgl. Bohrer: *Die Ästhetik des Schreckens* [wie Anm. 61].

<sup>112</sup> Vgl. Claude Lévi-Strauss: *Traurige Tropen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008.

<sup>113</sup> Vgl. Claude Lévi-Strauss: Exemple truffé. In: *Magazine littéraire* 223 (1985). S. 18-25.

<sup>114</sup> Vgl. John and Jean Comaroff: *Ethnography and the Historical Imagination*. Boulder: Westview Press 1992. Pp. 285-292.

<sup>115</sup> Vgl. ebd. S. 286, 287.

<sup>116</sup> Ein weiteres Beispiel für dieses auf zwischenmenschlicher Ebene nicht viel anders funktionierende Verhaltensmuster sind die von westlichen Medien regelmäßig vorgebrachten Korruptionsvorwürfe gegenüber afrikanischen Gesellschaften, deren Generalisierung meist nur punktuelle Analysen im eigenen Kulturraum gegenüberstehen. Vgl. hierzu Hans Leyendecker, Wolfgang Hetzer u.a.: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 3/4 (2009).

<sup>117</sup> Wrong: *I didn't do it for you* [wie Anm. 43]. S. 99.